Paed.
263
(1

Staatl. Bibliothek
Regensburg

III/150.1 Paed. 263.I

C.

Kleine Kinderwelt,

oder

Neues Lesebuch

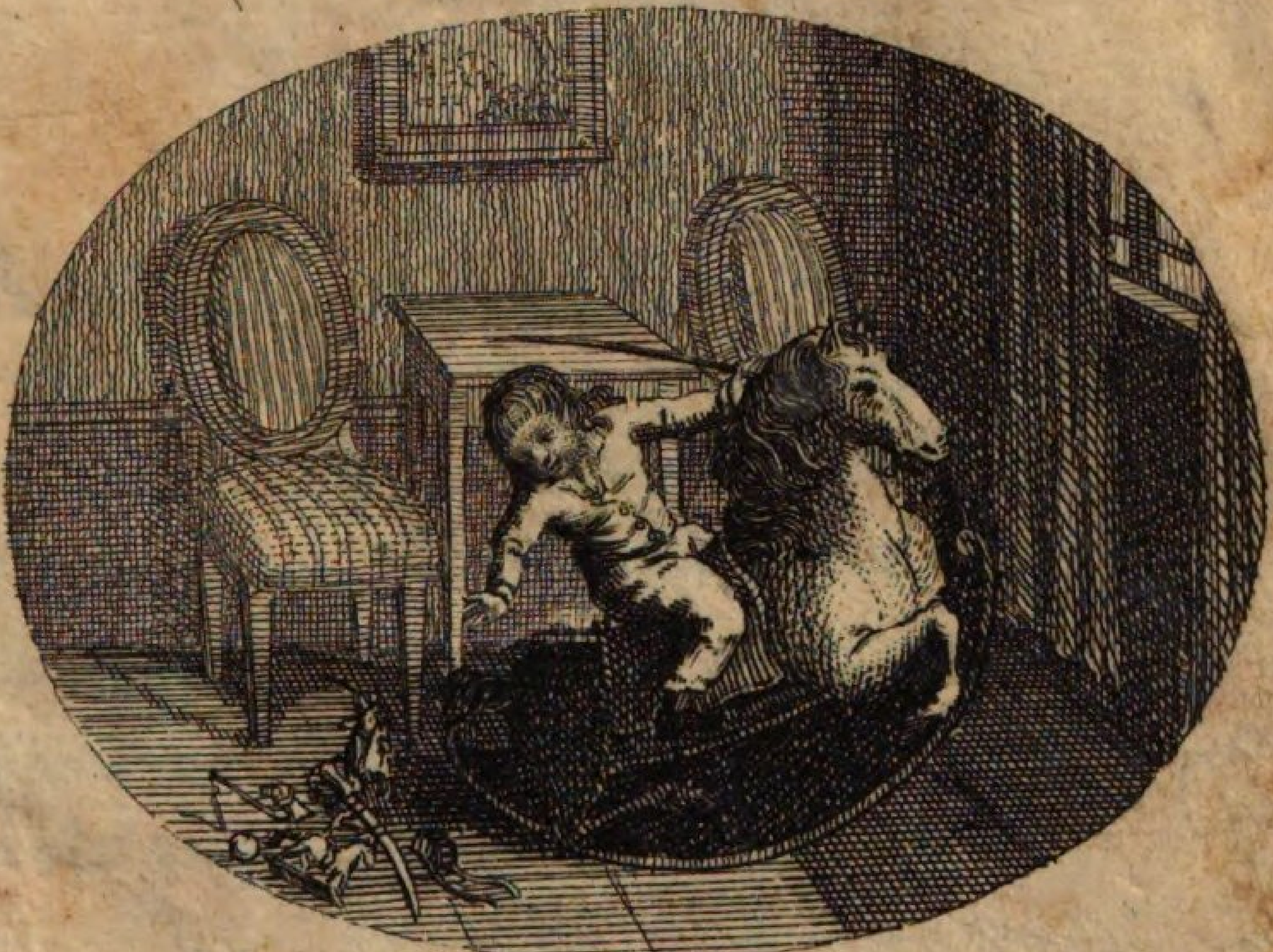
zur

ersten Bildung des gesunden

Menschenverstandes

für

das Alter von fünf bis acht Jahren.



Leipzig, 1796.

im Verlage der Höferschen Buchhandlung.

An

Aeltern, Lehrer, Kinderfreunde.

Alles Ding hat seine Zeit, und jegliche Blüthe reift nur nach und nach. Meine zeitherigen kleinen Bemühungen zur Bildung der Kinder sind immer Lieblingsbeschäftigungen für mich gewesen; allein kein Fach der Litteratur bedarf wohl mehr Erfahrungen, als dieses.

Es ist nicht zu läugnen, es giebt eine sehr grofse Anzahl von Kinder-

schriften in Deutschland; weit mehr als wohl irgend ein anderes Reich, als irgend ein anderer Staat aufweisen kann. Viele haben den Schluſs gemacht, daſs entweder die Schreibseligkeit des jetzt lebenden Deutschlands daran Schuld sey, oder daſs man sich einbilde, es sey nichts leichter, als für Kinder zu schreiben. Nichts wird schneller verkannt, als gute Absichten, und darum habe ich mir immer bey meinen Betrachtungen über diesen Gegenstand die Mittelstraſse gewählet.

Helles Licht verbreitete sich über jede andre Wissenschaft in Deutschland, ein besserer Geschmack fand sich ein; noch trauerte aber die Erziehungskunde. Wohlthäter waren diejenigen, die die Bahn auch für diesen Pfad bereiteten, und ich hoffe zur Ehre aller Deutschen, daſs man ihren Namen nicht so leicht vergessen wird. Freylich schrieb man nur Bücher, und die prak-

tischen Verbesserungen mufsten noch zurück bleiben. Allein durch jene wurden auch diese bewirkt, und Dank sey es unserm Zeitalter! wir finden von Zeit zu Zeit die nützlichsten Anstalten, die edelsten Bemühungen, und freuen uns der schönen Zukunft, die die Ärnte darbieten wird. Wem klopft das Herz nicht, wenn er die Freyschule zu Leipzig beobachtet? O dafs es doch die Einwohner dieser Stadt erkennen möchten, wie verdient um das Wohl der Menschheit sich der würdige Geheimde Kriegsrath Müller und ein Rosenmüller, als Stifter derselben machten, und wie sie Männer zur Erreichung ihrer vortrefflichen Absichten erwählten, denen man alle Liebe, alle Hochachtung zu schenken, die vollkommenste Ursache hat. Wäre diese Anstalt doch ein Reiz für das übrige Sachsen!

Doch meine Reizbarkeit für alles Gute, und vorzüglich für alle Einrich-

tungen, wodurch eine ächte Aufklärung bewirkt werden kann, führt mich zu weit. Ich kehre zu meinem ersten Satz zurück.

Die Menge der Kinderschriften rührt wohl keinesweges von den oben berührten Gründen einzig und allein her. Mir scheint mehr das erweckte Gefühl daran Schuld zu seyn, auch etwas zum Besten der Menschheit beytragen zu wollen, und obgleich der gute Wille allein nicht sonderlich viel Treffliches und Vorzügliches hervorbringen kann, so ist er doch nicht zu verachten; bringt er auch nicht immer Rosen hervor, so erzeugt er doch bisweilen ein kleines mildes Blümchen, das, wenn es in einen ganzen Straufs gebunden wird, seine Stelle nicht so ganz müfsig einnimmt. Ich wünschte daher wohl, dafs manches Werkchen dieser Art etwas schonender behandelt würde, weil, wie die Sache jetzt stehet, doch jeder

immer nur noch Materialien herbeybringt, und weil es noch lange Zeit dauern möchte, ehe der grofse Bau vollendet wird. Es wäre vielleicht eins der verdienstlichsten Werke, wenn eine Anzahl geschickter Männer, und die mit den gehörigen Erfahrungen versehen wären, das ganze Chaos genau prüften, und aus dem Einzelnen ein beyfallswürdiges Ganze hervorbrächten. Wer da glaubt, selbst, ohne Beytrag eines andern, etwas dieser Art zu schaffen, der möchte sich wohl irren. Er würde manches Vortreffliche aufstellen, aber würde er vielleicht nicht die alten Fehler wieder mit neuen vermehren? Erst ein Plan über das Ganze, dann eine Revision, und nach der Revision eine gute Auswahl; dann aber, wo noch Lücken sich befänden, diese Lücken mit der strengsten Prüfung auszufüllen — nur auf diese Weise würde das Werk entstehen, worauf unsre Litteratur stolz seyn könnte.

Sonderbar! Indem ich meine kleinen, unbedeutenden Bemühungen dem Publikum vorlege, von einem so grofsen Werk zu sprechen — Wer aber spricht nicht gern, wenn das Herz voll ist? wer schweiget gern von dem, was er wünschet? Ich hoffe, von verständigen Männern nicht mifsgedeutet zu werden. Diese meine Versuche wurden auf Bitten meines Freundes Herrn Böttchers, der in Leipzig ein wohleingerichtetes Erziehungsinstitut errichtet hatte, und zu früh für viele von Leipzigs Zöglingen starb, niedergeschrieben; er bediente sich ihrer, und ich habe wenigstens die Beruhigung, dafs ich sie mit wahrer Liebhaberey bearbeitete, und dafs auch bey der kleinsten dieser Geschichten Erfahrungen aus der wahren Kinderwelt zum Grunde liegen.

Man wird finden, dafs ich einige Gegenstände gewählt habe, die auch andere Kinderbücher sich zum

Stoff nahmen; allein man wird auch finden, dafs ich solche aus einem von jenen ganz verschiedenen Gesichtspunkte gefafst habe. Die gröfsern Geschichten sind für Kinder bestimmt, die fertig lesen können, und reifer an Verstandskräften sind. Die kleinern Geschichten werden denen, die weniger fertig lesen können, willkommen seyn. Diese Verschiedenheit liegt auch in dem Inhalte derselben.

O, dafs ich euch doch allen, ihr verehrungswürdigen Männer, denen die Bildung der Kindheit ein Ernst ist, nicht mifsfallen möchte! Aus Fülle meines Herzens widme ich diese Aufsätze, als erfahrnen, menschenfreundlichen Beurtheilern einem Weifse, Campe, Salzmann, Thieme, und auch dir, geliebter Plato, der du an Leipzigs wohlthätiger Anstalt seit der kurzen Zeit, als sie entstand, so viel Gutes hervorbrachtest. Möchte doch

jede Saat der deutschen Biedermänner eine reichliche Ärnte bringen!

Diesem Bändchen werden bald noch einige nachfolgen. Wird das Ganze vollendet seyn, so hoffe ich, wird sich auch alsdann die Überschrift dieses Büchelchens rechtfertigen können.

Geschrieben im Monat November 1795.

Georg Carl Claudius.

Inhalt.

1. Der Eigenwillige Seite 1

Eine zweite Geschichte von einem eigenwilligen Kinde 4

2. Das furchtsame Kind 5

3. Der kleine Naseweis 15

4. Das faule Kind 18

5. Die älterliche Liebe 34

6. Eile mit Weile 45

Fortsetzung 48

7. Der kleine Näscher 57

Fortsetzung 63

Fortsetzung 74

8. Der kleine Franz 78

9. Bärbchen 83

Kleinere Geschichten.

1. Die Kirschen Seite 91

2. Das Schaukelpferd 94

3. Wie gieng es nun mit dem Schaukelpferd? 96

4. Das verschwiegene Lottchen 99

5. Der Plauderhafte.

Fortsetzung der vorhergehenden Geschichte 101

6. Was hatte diese Plauderey für Folgen? 105

7. Wenn muß man aufhören verschwiegen zu seyn? 110

8. Junker Anton 115

9. Was wird nun Junker Anton machen? 120

10. Das veränderliche Mädchen 133

1.

Der Eigenwillige.

Der kleine Ludwig wäre ein ganz guter Knabe gewesen; aber er war zu eigenwillig. Das kam daher, weil seine Mutter ihm allen Willen ließ. Abschlagen konnte sie ihm nichts. Weil aber Kinder in diesen Jahren noch gar zu wenig Verstand haben, so müssen sie ältere Leute um gute Lehren bitten. Das that nun Ludwig nicht; er folgte seinem eignen Köpfchen, und da verfloß kein Tag, wo er nicht ein paar dumme Streiche machte. Keins von den übrigen Kindern gieng mit ihm gern um. Denn wollten sie unter einander etwas spielen, so sollte das nur gespielt werden, worauf er fiel, und was ihm lieb war. Wollten sie spatzieren gehen, so mußten sie ihm folgen, oder er blieb zu Hause. Das war den andern Kindern oft angenehm. Aber alsdann war er wohl so unartig, daß er schimpfte, daß er ihnen manchen kleinen

Schabernack spielte. Er wurde bald dafür bestraft, und seine Mutter sah es wohl ein, daß sie ihm mehr geschadet, als genützt hatte. -- Es war Ludwigs Geburtstag. Unter manchen kleinen Spielereyen hatte ihm die Mutter eine kleine messingene Kanone geschenkt. Ludwig wußte, daß man aus dieser Kanone schießen könne, aber es fehlte ihm das Pulver. Er quälte die Mutter, ihm welches zu geben. Sie schlug es ihm ab. Er weinte, und wollte lieber die Kanone nicht haben. Aber dasmal konnte sie seinen Willen nicht erfüllen; sie stellte ihm vor, daß er sich damit unglücklich machen könne. Aber er glaubte das nicht. Er gieng zu einem nahen Nachbar, und belog ihn; er brachte ein Compliment von seiner Mutter, und er solle ihr ein wenig Pulver schicken. Das that der Herr Nachbar. Ludwig ist fröhlich und vergnügt, daß er das Pulver hat. Er schüttet es in die Kanone; legt auf das Zündloch ebenfalls Pulver; er geht in die Küche, nimmt heimlich eine glimmende Kohle hinweg, legt sie auf das Zündloch, aber die Kanone geht nicht los; er knieet nieder, und bläst die Kohle an.

Bautz! geht die Kanone los, die einen erstaunenden Knall thut. Die Mutter läuft aus der Stube, da sie das hört. Da liegt ihr Sohn auf der Erde, betäubt, mit blutigem Gesicht. Sie glaubt, daß er todt sey. Sie weint und schreyt und trägt ihn in die Stube. Nach und nach kam er wieder zu sich; aber er war sehr krank, und hatte viel Schmerzen auszustehen. Das Pulver hatte ihm die ganze Haut vom Gesicht gerissen, und es dauerte lange, ehe es wieder geheilt wurde, und so lange er lebte, blieb eine Narbe, die sein ehemals hübsches Gesichtchen ganz und gar verdarb. Von nun an folgte er zwar andern verständigen Leuten, und trauete seinem eignen Willen nicht mehr so viel zu, wie ehedem; aber der Schade blieb doch geschehen, den er sich zugefügt hatte. Doch war es noch gut, daß er jetzt folgte, denn er hätte sich noch unglücklicher machen können. Wenn ihm nun verständige Leute das und jenes riethen, so gehorsamte er, und achtete auf ihren Rath.

Eine zweite Geschichte von einem eigenwilligen Kinde.

Louischen war drey Jahr alt, und konnte noch nicht vollkommen laufen. Ihre faule Wärterin hatte sie mehr getragen, als daß sie sich mit ihr Mühe gegeben hätte, sie frühzeitiger auf die Beine zu bringen. Sie ließ ihr auch allen Willen, und Louischen wurde sehr unartig. Alles mußte nach ihrem Köpfchen gehen, und wenn ihr etwas abgeschlagen wurde, so weinte sie. Wie sie sich nun fühlte, daß sie besser fortkonnte, so kletterte sie sehr gern. Das sah ihr Vater, und warnte sie; sagte es ihr auch im Voraus, daß sie fallen würde. So lange ihre Aeltern gegenwärtig waren, unterstand sie sichs nie wieder. Aber jetzt war Louischen allein. Nun kannst du deinen eigenen Willen haben, dachte sie, und kletterte. Sie konnte kaum auf den Stuhl hinaufkommen, so wankte er schon, schmiß um, und Louischen verstauchte den Finger. Sie weinte, denn der Finger schmerzte sie sehr. Da war das ein Wehkla-

gen! — Vater und Mutter eilten herbey, aber sie bedauerten sie nicht. »Es wird dir noch viel schlimmer gehen,« sagte der Vater, »wenn du nur auf deinem Willen beharrst. Kinder müssen ältern und verständigern Menschen folgen.« Sie soll das nicht wieder gethan haben, und nie wieder ihrem Willen blindlings gefolgt seyn.

2.

Das furchtsame Kind.

Charlottchen weinte erstaunlich, sobald sie allein war. Wenn man sie fragte, warum sie weine? so war die Antwort, sie fürchte sich.

»Wovor denn, mein Kind?« fragte der Vater. »Hast du etwas gesehen, das dir Leides gethan hätte?«

»Freylich habe ich noch nichts gesehen,« antwortete sie: »am hellen lichten Tage fürchte ich mich auch nicht; aber wenn es dunkel und finster ist. Habe ich nur jemand um

mich, und wenn es auch nur unser Lips wäre, so bleibe ich gelassen.«

»Also kann dich eine Katze beruhigen?« fragte der Vater sein Töchterchen wieder.

»Warum denn nicht?« sagte Charlottchen.

»Gerade da hättest du am meisten zu fürchten, wenn du mit dem Lips allein wärest. Denn du weißt es ja, wie oft er dich gekrellt hat; weißt ja, daß er gestern deinem Bruder nach dem Gesichte sprang, ohne daß dieser ihn neckte, oder sonst ihm etwas zu Leide that.«

»Das ist wohl wahr,« meynte Charlottchen; »aber wenn ich Lipschen streichele, Vater, da thut er mir gewiß nichts, denn Sie wissen ja, daß er viel Stücke auf mich hält. Das möchten die Geister, das möchten die Gespenster wohl nicht thun.«

»Was denn für Geister? was denn für Gespenster?« fragte der Vater.

»Ja ja, Sie können gut fragen, lieber Vater, denn Sie glauben gar keine Gespen-

ster. Aber Muhme Anne weiß das nur zu gut, und ich weiß es auch.«

»Also habt ihr wohl schon Gespenster gesehen?«

»Ey freylich,« antwortete sie sehr schnell darauf. Und sie schüttelte sich und klappte mit den Zähnen, als wenn schon ein Gespenst da wäre.

»Und wo war denn das Gespenst?« fragte der Vater wieder.

»In unsrer großen Stube,« antwortete Charlotte. »Es war gestern um sieben Uhr des Abends,« erzählte sie weiter; »ich sollte der Mutter etwas aus derselben holen, und da der Mond schien, nahm ich kein Licht mit, denn ich konnte alles deutlich und hell sehen.«

»Und da sahst du denn?«

»Eine fürchterliche Figur! gewiß eine weiße Frau. Ach! ihr Gesicht sah blaß, wie eine Leiche; sie war in einen langen Schleyer eingehüllt.«

»Und kam auf dich losgegangen?« fragte der Vater bedächtig.

»Ey, Gott bewahre mich! dazu ließ ich es gar nicht kommen; ich lief, daß mir der Kopf brennte.«

»Du armes Kind, du dauerst mich recht herzlich!« und der Vater sah sie sehr zärtlich an. »Nun ist es kein Zweifel mehr, daß es Gespenster geben muß. Wir wollen doch einmal sehen, oder hören, was das Gespenst haben will,« fuhr der Vater fort, sich mit seinem Töchterchen zu unterhalten.

»Ach, das wollten Sie thun? wollten Sich unglücklich machen?« erwiederte das gute Mädchen, und weinte helle Thränen, denn sie hatte ihren Vater unaussprechlich lieb.

»Ja, ja, wir wollen das Gespenst sehen, wollen es fragen, was es haben will; auch gegen Gespenster muß man artig seyn, und dann kriegt man ganz gewiß Bescheid. Hat das gute Gespenst etwas gewollt, so kömmt es gewiß heute wieder. Und wir wollen ihm alsdann seine Bitte erfüllen. Jetzt ist es um sechs; um sieben Uhr wollen wir also in die große Stube gehen.«

Wie zitterte das gute Mädchen, wie wünschte sie, daß es noch lange nicht sieben schlagen möchte! Aber so wie es sieben schlug, war der Vater da. Er brachte Charlottens Bruder mit, und beide nahmen das Mädchen in die Mitte. Hatte sie erst gezittert und gebebt, so zitterte sie jetzt noch weit mehr.

»Lottchen, schäme dich doch,« rief ihr der Bruder leise ins Ohr; »du wirst den Vater gewiß recht sehr ärgern.«

»Ach Bruder, du weißt gar nicht, wie es uns gehen kann,« wendete sie ein. »Auf uns lauert große Gefahr — «

Und kaum hatte sie das letzte Wort ausgesprochen, so waren sie in der Stube. Der Vater nahm aber das Licht und gieng in eine Nebenstube. Kaum hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, so fuhr Charlotte zusammen, kriegte Heinrich zu packen, und bebte wie ein Aespenlaub. »Ach, Bruder! siehst du denn nichts? — dort ist der nämliche Geist wieder, der gestern da war.«

Heinrich war überrascht, und hätte sich beynahe selbst mit gefürchtet. Er sah freylich so etwas, aber den Augenblick faßte er Muth, und gieng auf den Gegenstand los, der in der andern Ecke sich sehen ließ. Wie er hinkam, wie er sichs genau besehen hatte, lachte er überlaut, und rief: »Je, gehorsamer Diener, mein lieber Herr Haubenkopf!«

»Was wärs?« rief Charlottchen.

»Komm nur näher; das ist doch der nämliche Geist, den du gestern gesehen hast?« fragte Heinrich, und holte seine Schwester zu dieser Stelle. Und sie trauete ihren Augen nicht, als sie wirklich sah, daß die ganze fürchterliche Erscheinung nichts anders — als der Haubenkopf ihrer guten Mutter war. Die Mutter hatte ein Tuch auf denselben angesteckt, dessen beide Enden herabhiengen. Der Mond schien durch einige kleine Spalten der Fenstervorhänge, die nicht ganz zugezogen waren. Dieses Licht fiel auf den weißen Haubenkopf, und gab ihm den sonderbaren Schein, der Charlotten verführte, daß sie glaubte, es sey eine weiße Frau gegenwärtig.

Der Vater, der mit gutem Vorsatze in die Nebenstube gegangen war, kam nun zurück, und mit lachendem Gesicht erzählte Heinrich die ganze Geschichte. Charlotte stand nun da, und schämte sich.

»Siehst du, mein Kind,« sagte der Vater, »so wie das hier ist, ist es immer mit den Geistern und Gespenstern beschaffen. Der Mondschein, das Dunkel der Nacht, deine Furcht — alles das hatte deine Einbildungskraft so gereizt, daß du den Haubenkopf für etwas ganz anders angesehen hattest. Das wird dir noch oft geschehen. Besonders beym Mondschein und wenn es so halb Nacht werden will, wird dir mancher Gegenstand ganz anders vorkommen, als er ist. Ein fauler Baum kann dir wie ein Mann mit feurigen Augen erscheinen, und glaube nur, die Gegenstände könnte ich dir nicht alle herzählen, die bey solchen Gelegenheiten eine andere Gestalt gewinnen können. Bist du nun nicht gefaßt genug, untersuchst du nicht selbst, und beharrest auf dem, was dir die Einbildungs-

kraft vorspiegelt, so wirst du viel unruhige Stunden um nichts haben. Wäre gestern oder heute der Haubenstock aus der Stube getragen worden, so würdest du dich jetzt gewiß nicht überzeugt haben. Und bis sich wieder eine Gelegenheit gefunden hätte, wo wir dich überführt hätten, daß deine Furcht unnütz sey, da wäre vielleicht eine geraume Zeit vergangen, und du würdest noch oft Thränen vergossen haben. Heinrich machte es gleich besser, er gieng nach dem verdächtigen Gegenstande hin, und entdeckte das, was ich mir schon im Voraus eingebildet hatte. Danke ihm dafür recht herzlich, und nütze in Zukunft den Rath, den ich dir gegeben habe, bey allen dergleichen Vorfällen.«

Sie giengen aus der Stube wieder heraus, und der Vater erzählte seinen Kindern noch viel solche Geschichtchen, die der mit dem Haubenstocke ganz ähnlich waren.

3.
Der kleine Naseweis.

Vater Bernhard hatte einen allerliebsten Garten. Waren seine Geschäfte vorbey, so rief er Weib und Kind, und nahm sie mit in den Garten. Da war das eine allgemeine Freude. In den Stuben waren sie wie eingepreßt; aber der Garten hatte vielen Raum, da konnten sie hüpfen, da konnten sie springen. Das Gras war darinnen sehr hoch gewachsen, und wenn sie ja fielen, so war es weich, und sie konnten nicht leicht Schaden nehmen.

»Seht, Kinderchen!« sagte der Vater, »ich habe euch da einen großen Platz eingeräumt, aber über die Gartenthüre hinaus dürft ihr mir schlechterdings nicht gehen. Erstlich geht die Straße vorbey, und da fahren manchmal auch schwere Frachtwägen; oft aber rollt auch eine leichte Kutsche so schnell wie ein Windchen vorüber, und da könntet ihr sehr leicht unter die Räder kommen, die euch ganz und gar zerquetschen

würden. Ihr kämet dabey um eure gesunden Gliedmaßen, und würdet wohl im Leben nicht wieder gesund. Zweitens giebt es auch einige Graben, in die ihr leicht fallen, und darin umkommen könntet.« Da horchten die Kinder, und versprachen ihm, seine Befehle treulich zu halten.

Der Vater verschloß allemal die Thüre sehr sorgfältig, damit keinem seiner Kinder die Lust ankommen möchte, hinaus zu gehen, so wie er denn immer sehr genau auf sie Acht gab.

Es war einmal ein sehr schöner Sommerabend; die Nachtigallen schlugen aller Orten, der Thau blinkte auf den Grashalmen, und die Bäume säuselten sanft, von einem angenehmen Winde bewegt. — Herr Bernhard hatte einige gute Freunde bey sich, und alles war entzückt über den herrlichen Abend. Sie führten ein sehr munteres Gespräch, und der gute Vater, überzeugt, daß seine Kinder recht wohl gezogen wären, hatte seine Kinder jetzt eine kleine Zeit aus den Augen gelassen. Der kleine Fritz war schon

oft an der Thüre gewesen, hatte sie aber immer verschlossen gefunden. Einer von den Gästen war so nachläßig, daß er, indem er vor den Garten gegangen, die Thüre, die er verschlossen fand, nicht wieder zumachte, als er herein gieng. Das war unserm Fritz recht willkommen. Er vergaß mit einemmal alle die guten Lehren, die ihm der Vater gegeben hatte. Husch! war er zur Gartenthüre hinaus. Wäre es nicht schon Nacht gewesen, so hätte er sich vielleicht etwas weniger strafbar gemacht; denn er hätte sich umsehen, und vor Schaden sich mehr in Acht nehmen können; hätte dann vom Vater einen Verweis bekommen, wenn er es ihm gestanden hätte, denn ein gutes Kind pflegt nichts zu thun, was seine Aeltern nicht wissen sollten, es vertrauet ihnen daher sein ganzes Herz an. Aber in stockfinstrer Nacht hinaus zu gehen, wo man nichts sehen kann, und wo erwachsene Leute sich in Acht zu nehmen haben, das machte unsern Fritz ganz gewiß doppelt strafbar. — Und was waren die Folgen? — Der Knabe geht immer weiter und weiter; er verirrt sich,

weil er nicht um sich sehen konnte; er sieht kleine Lichterchen flimmern, die ihm gefallen, und auf die er zugeht. Der Boden wird seichter und sumpfiger, er achtet aber nicht darauf, denn ihm liegen die kleinen Lichterchen nur im Sinne. Ehe er sichs versieht, sinkt er bis an den halben Leib in den Sumpf, so daß er weder vorwärts, noch rückwärts kann. Er arbeitet und arbeitet, aber statt heraus zu kommen, sinkt er immer noch tiefer. Er schwitzt, daß er am ganzen Leibe trieft. Nun fängt er an zu schreyen, nun fängt er an zu winseln. Zum großen Glück geht ein Wandersmann vorüber, und eilt auf das Wehklagen des Kindes los. Er findet es in einem tiefen Graben, zieht es heraus. Fritz war halb todt. Er hörte schon kaum mehr, und konnte kaum mehr sprechen. Nachdem sein Erretter sich viel Mühe mit ihm gegeben, und ihn wieder zu sich selbst gebracht hatte, so erfuhr er, auf wiederholtes Fragen, daß er der Sohn des Herrn Bernhard sey. Er führte ihn in den Garten zurück. Wie erschracken die guten Aeltern, denn sie glaubten, er sey bey dem

Gärt-

Gärtner während der Zeit, als sie ihn vermißt hatten. Und wie sah Fritz nun aus! Seine Kleider, seine schönen Kleider, waren voll Sumpf und Schlamm, und ganz und gar verdorben. Und einen Geruch verbreitete er um sich, daß Alle die Nasen zuhalten mußten. Der Vater sah es voraus, was vorgefallen war, und dankte Gott, daß sein Sohn diesen Fehler seiner Unfolgsamkeit, die aus einer unglücklichen Neugierde entstanden war, nicht mit dem Leben hatte büßen müssen. Fritzens Geschwister zitterten und bedauerten den armen Bruder. Zugleich aber faßten sie den festen Entschluß, nie etwas zu thun, was ihnen von ihren guten Aeltern verboten worden war. Sie sahen es nun ein, daß Väter und Mütter gegründete Ursachen haben müßten, wenn ihnen das und jenes verboten würde. Und Fritzens Beyspiel blieb ihnen stets eine Warnung.

4.
Das faule Kind.

Paul und Cordchen waren die einzigen Kinder des Herrn Tiefbachs. Vater und Mutter hatten diese Kinder außerordentlich lieb. Gott hatte diese Familie vorzüglich gesegnet, und man hielt sie für reiche Leute. Anfangs waren sie das freylich nicht, und man will wissen, daß sie mehr arm als reich gewesen seyn sollen. Aber der gute Mann war sehr fleißig, keine Stunde des Tages vergieng, worinnen er nicht gearbeitet hätte, und gewiß! er hätte müssen sehr krank seyn, ehe er die Hände in den Schoos gelegt, und nichts gethan hätte. Wie der Vater war, so war auch die Mutter. Es war eine Wonne zuzusehen, wie sie in ihrem Hauswesen geschäftig war. Das gieng von der Küche in die Stube, von da zu ihren Arbeitsleuten, und Allen war sie selbst von dem ein Beyspiel, was sie ihnen zum Besten sagte. Dabey waren die guten Aeltern, wenn sie nun so von Zeit zu Zeit fleißig gewesen waren, und

ihr Vermögen sich täglich vermehren sahen, keinesweges verschwenderisch. Sie lebten äußerst ordentlich, ohne sich etwas abgehen zu lassen. Sie aßen in der Woche ihr Stück gutes Fleisch mit Zugemüsen gekocht, wie sie die Jahreszeiten hervorbrachten; Sonntags hatten sie ihren Braten auf dem Tische. Auch tranken sie wöchentlich ein oder ein paarmal ihr Gläschen Wein. Wer nur diese Familie ansah, freuete sich, und es fiel keiner Seele ein, daß sie ihr bischen Vermögen unrechtmäßiger Weise erworben hätten, denn man sah es vor Augen, daß es nur ihr Fleiß allein dahin gebracht hatte, daß sie so glückliche Leute geworden waren.

Das war aber den guten Aeltern ein großes Leiden, daß Paul nicht nach ihrer Art einschlagen wollte. Der war faul, und blieb faul. Seine größte Lust bestand im Müßiggehen, und wenn er etwas unternehmen, wenn er fleißig seyn und arbeiten sollte, da war es ihm niemals recht. Der Vater gab ihm die besten Lehren, aber keine fruchtete bey ihm. Sich höchstens mit seinem

Spielzeug zu vergnügen, das war das einzige noch, woran sein Herz hing. Sollte er in die Schule gehen, so weinte er, und der Vater hätte lieber alle Tage, statt der freundlichen Zuredungen, die schärfsten Mittel anwenden mögen. Wenn alle Kinder ihre Lectionen recht wohl gelernt hatten, so war er immer der Einzige, der nichts konnte. Seine kleinen Cameraden waren wirklich sehr verdrüßlich über ihn, denn wenn sie ihren Lehrern Freude gemacht hatten, so verbitterte er ihnen durch seine Faulheit diese Freude wieder; denn jeden Tag in der Woche, und jede Woche im Jahr mußten sie ihm nur Verweise geben. Wenn es sich ja einmal dazu anzulassen schien, daß er sich nun doch endlich bessern würde, so dauerte das gar nicht lange. Das heut erhaltene Lob wurde morgen schon wieder durch verdrüßliche Ermahnungen und Warnungen verdrängt. Kurz, wenn nicht eine recht auffallende Belohnung der Preiß war, die ihn zu einer kleinen anhaltenden Arbeit anlockte, so that er gewiß nichts, und Arbeit blieb Arbeit. Da er täglich neue Verweise verdiente,

da er täglich Strafe sich zuzog, so wurde er am Ende auch gegen beides ganz gleichgültig. Das kränkte seine Aeltern nun erst recht, denn so lange er sich noch zusammennahm, wenn der Vater ihm zugeredet hatte, so lange hatten sie noch Hoffnung, daß es besser mit ihm werden könne. Da aber nun das bey ihm wegfiel, so fingen die Aeltern an, über ihn zu zagen, und sie zweifelten, daß er je ein glücklicher Mensch werden könne, wenn er sich nicht ändern würde. Sie stellten ihm alles vor, sagten ihm, daß er sich ja nicht auf ihr Vermögen verlassen solle, denn in einer Nacht könne ihnen ihr ganzes Geld von Dieben geraubt werden; in einer Stunde könne ihr schönes Wohnhaus zu Staub und Asche niederbrennen, und sie eben so gut wieder in ihre vorige Armuth zurückgesetzt werden, als zuvor ihr Fleiß ihnen hätte Schätze sammeln lassen. »Denn,« setzte der Vater hinzu, »wer nicht fleißig seyn will, wird nie diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangen können, wodurch er immer sich das wieder ersetzen kann, was Zeit und Umstände ihm entrissen hatten.

Denn, mein lieber Sohn!« fügte der Vater hinzu, »wenn mir auch Gott das wieder entziehen wollte, was er mir gab, so würde mich das zwar kränken, es würde mich sehr schmerzen. Ich würde aber mich bald wieder besinnen und denken: Gott gab dir ja Kräfte und Gelegenheit genug, daß du dir durch Fleiß das wieder verdienen kannst, was du verlorst. Ich würde meinen Fleiß verdoppeln, und bin gewiß, daß meine Mühe nicht ohne Segen bleiben könne. Wer es abwarten will, bis der Lohn und der Segen durch Zufall gleichsam zum Fenster, ohne alles Zuthun, hereingeflogen komme, der muß lange warten, und die meisten Menschen, die das abwarten und doch dabey müßig gehen wollten, würden am Ende Diebe und Räuber werden, oder müßten verhungern.«

Man hätte glauben sollen, dergleichen Zuredungen müßten auch ein sehr verstocktes Herz erschüttern können. Aber bey unserm Paul halfen sie wenig, und sie mußten am Ende gar von Schlägen und andern dergleichen sehr entehrenden Strafen begleitet wer-

ten; kurz, er mußte zum Fleiß gezwungen werden, denn freywillig war er nicht dazu zu bringen.

Ganz anders war Cordchen. Das war ein liebes, fleißiges Mädchen. Wenn sie außer ihren Lehrstunden mit ihrer Arbeit, als Nähen oder Stricken, fertig war, so verlangte sie gleich wieder neue und frische Arbeit. Die Zeit wurde ihr nie länger, als wenn sie nichts zu thun hatte; und nie war sie verdrüßlicher, als wenn sie lang ausruhen sollte. Gab ihr etwann die Mutter einige Freystunden, o die wendete sie recht wohl an. Sie war immer thätig, immer geschäftig. Aber wie lieb man auch das Mädchen hatte, wie sogleich nach Cordchen gefragt wurde, wenn ihre Aeltern von Freunden besucht wurden, und sie nicht den Augenblick zugegen war, das will ich gar nicht beschreiben. Für jeden finstern Blick, den man auf den faulen Paul geworfen hatte, da hatte sie mehr als zehn freundliche Gesichter erhalten, die es ihr zuwinkten: Cordchen ist ein braves, fleißiges Mädchen; Cordchen wird in der Zu-

kunft sehr glücklich seyn. Sie verdient es, und wir wünschen ihr es auch.

Zu seinem Glück änderte sich Paul noch zur rechten Zeit. Und daran war niemand, als Herrn Tiefbachs Bruder schuld. Ach, diese Geschichte muß ich euch erzählen.

Wenn Herr Tiefbach so allein war, und besonders zu Neujahr oder an seinem Geburtstage, so rief er recht bewegt aus: »was mag dein Bruder wohl machen? in welchem Welttheile mag er sich wohl aufhalten?« Und gerade zu der Stunde, da er das einmal dachte, trat ein Mensch zur Thüre herein, der war sehr abgerissen, und in seinem Gesichte war nichts als Kummer und Elend zu sehen. Herr Tiefbach hielt ihn für einen muthwilligen Bettler. Der Mann war noch jung, denn er war höchstens dreißig Jahr. Und wer jung ist, und bettelt lieber, als daß er arbeitet, den unterstützt kein braver Mann mit freundlichem Willkommen. Aber wie erstaunte Herr Tiefbach, daß eben dieser Mensch — sein leiblicher Bruder war! Fast wollte er es nicht glau-

ben. »Um Gottes willen! was soll ich von dir denken!« rief er endlich ganz erschrocken aus: »daß du ebenfalls mehr arm, als reich warst, wie ich, das weiß ich; daß du auch, wie ich, hast arbeiten können, weiß ich gleichfalls. Und daher kann ich mich nicht genug wundern, dich in so elenden Umständen vor mir zu sehen.«

Da weinte der Bruder, sah gebückt zur Erde nieder, und fand die Vorwürfe, die ihm jetzt gemacht wurden, ganz gerecht. »Höre meine traurige Geschichte, und verwirf mich nicht,« sprach er endlich.

Der Bruder hieß ihn bey sich niedersetzen, und nun fing er an zu erzählen. Paul, der ein fauler junger Mensch, aber dabey doch sehr neugierig war, — was alle Müßiggänger in sehr hohem Grade seyn sollen — drängte sich alsbald an des Erzählers Seite, und hörte so genau zu, als wenn ihm kein Wort entgehen sollte.

»Lieber Bruder, du weißt, ich war achtzehn Jahr alt, als ich Abschied von dir nahm,

und in die Fremde gieng. Meine Profession verstand ich wohl, und wohin ich kam, lobte man mich als einen guten Arbeiter. Ich war fleißig, sammelte mir etwas, und würde mich zu Tode geschämt haben, wenn ich hätte so liederlich einhergehen wollen, wie du mich leider jetzt vor dir siehst. Ich kam so weit, daß ich Bürger und Meister werden konnte. Dabey gieng mehr auf, als vorher, und ich sorgte, als ein rechtschaffner Mann. Unermüdet war ich in meinen Arbeiten; die ganze Stadt kam zu dem Böttcher Tiefbach. Da war das kleinste Waschfäßchen nicht in der ganzen Stadt zu finden, das ich nicht gemacht hätte; da gabs keinen Reifen, den ich nicht gebunden hätte. Von meinem mit vieler Mühseligkeit erworbenen Gelde legte ich in die Lotterie und kaufte mir ein Loos. Ich bekam den größten Gewinnst, der fünftausend Thaler betrug. Fünftausend Thaler schien mir gewaltig viel Geld zu seyn, und ich glaubte, das könne nicht alle werden. Meine vorige Armuth hätte mich um so mehr anhalten sollen, äußerst sparsam damit umzugehen, da ich es erfahren hatte,

wie schwer es einem oft wird, das bischen Geld zu erwerben, das man zu seinem nothdürftigen Unterhalt braucht. Ich hörte auf, selbst zu arbeiten; hielt mir Gesellen, und da ich immer in Gesellschaft war, und auf diese nicht Acht hatte, so lieferten sie schlechte Arbeit, und ich verlor eine Kundschaft nach der andern. Was kümmerte mich das aber? Du hast ja Geld, und was sollst du dich selbst plagen, dacht ich; so fleißig ich gewesen war, so liebte ich jetzt den Müßiggang. Ich konnte mir meine Arbeitsamkeit nicht so leicht abgewöhnen, als ich mir den Müßiggang angewöhnt hatte. Wie das Geldchen im Anfang beysammen war, so arbeitete ich des Tages immer noch meine vier bis fünf Stunden; die Gesellschaft von andern Müßiggängern verführte mich, ich gieng allen Vergnügungen nach, und am Ende kam ich lieber gar nicht ins Haus, geschweige dann, daß ich hätte arbeiten sollen. Ich merkte nach einigen Jahren wohl, daß sich das Geld verminderte, und als ich nachsah, war die Hälfte schon weg. Ich kam zur Besonnenheit. So viel, wie ich sonst verschwendet hatte, ver-

schwendete ich nun nicht mehr. Ich versuchte wieder zu arbeiten, aber theils hatte ich keine Lust, theils aber hatte ich auch diejenige Fertigkeit verloren, die die Uebung giebt. Leihe du dein Capital auf Interessen aus, dachte ich, und ich gab dreytausend Thaler einem Kaufmann in die Handlung. Die Interessen giengen das erste Jahr richtig ein; im zweiten aber schon war mit ihnen das Capital, das ganze Capital mit einem Zug verloren. Der Kaufmann wurde banquerott, und betrog mich um mein Geld. Gerade wie ichs gemacht hatte, hatte er es auch gemacht, nur trieb er es weit stärker, denn wo ich zehn Thaler durchgebracht hatte, waren von ihm funfzig verschwendet worden. Ich glaubte, er müsse unerschöpfliche Reichthümer haben, und war nun so sehr von ihm hintergangen worden, daß ich — mit einemmale ein Bettler war. Diese Nachricht wirkte so sehr auf mich, daß mich der Schlag rührte, der nun meinen Körper so zerrüttet hat, daß ich, ob ich nun gleich arbeiten würde, und recht sehr gern arbeiten würde, nicht mehr arbeiten kann. Bruder,

fuhr der arme unglückliche Mann fort, verstoße mich nicht! Brauche mich, zu was du willst, ich will alles, alles thun, nur erlöse mich von dem so sehr drückenden Bettelstab.«

»Deine Reue hat mein Herz wieder gewonnen, so sehr ich vorher deinen Leichtsinn verabscheuete. Ach, der Reichthum macht uns nicht glücklich, wenn wir ihn nicht wohl anwenden. Nimmt man auch von dem größten Haufen immer etwas hinweg, so muß er am Ende klein und gering werden. Als Geselle, als Meister, als du noch fleißig warst, gieng es mit dir weit besser, als da du die fünftausend Thaler hattest.«

»Ach wohl! O möchten sich doch alle Menschen ein Beyspiel an mir nehmen, wie tief der Müßiggang und die Faulheit den Menschen zu erniedrigen, und in das größte Elend zu stürzen pflegt.«

Paul und Cordchen hatten dieser Geschichte zugehöret. Diese hatte ein weiches Herzchen, und darum quollen ihr die Thränen zu mehrernmalen aus den Augen. Paul war diesesmal zu seinem wahren Glück neu-

gierig gewesen. Wie versteinert hörte er die ganze Erzählung an. Seine Seele war erschüttert. Alle die guten Lehren des Vaters, alle die Ermahnungen, alle die Geschichten, kurz alles, was ihm zeither vorgehalten worden war, war ohne Wirkung geblieben. Aber dieses lebende Beyspiel reizte ihn ganz zum Nachdenken. Paul bat seinen Vetter nochmals und oft ihm seine Geschichte zu wiederholen. Jedesmal zog er sich neue Lehren daraus, und er hatte den armen Mann nun so lieb, daß er alles, was er nur im Leben hatte, mit ihm getheilt hätte. Ohne Geräusch befolgte er nun den Willen seiner Aeltern mit der größten Bereitwilligkeit, und sie sahen mit Freuden zu, da er ihnen jetzt eben so viel Vergnügen machte, als er ihnen ehedem Kummer und Gram verursacht hatte.

Paul selbst war jetzt weit vergnügter als sonst. Er nahm an vielerley schönen Kenntnissen alle Tage zu, sein Geist wurde heiterer, sein Herz edler. Wer ihn sonst beynahe haßte, der war nun sein Freund geworden.

Herr Tiefbach sparte nichts an seinem Bruder, er kleidete ihn recht wohl, nahm ihn zu sich an seinen Tisch, ließ ihn in seinem Hause wohnen, und gab ihm die Aufsicht über seine Fabrikanten. Wer seinen Fehler so gut zu vergüten sucht, wie dieser nun wieder glücklich gewordene Mann, da darf man nicht anstehen, ihm alles zu vergeben, was zuvor geschehen war. Ihr hättet sehen sollen, ihr lieben Kinder, die ihr das leset! was nun auch unser Paul über seine Besserung sich freuete. Sonst hatte er alle Tage Tadel und Verweise zu erwarten, jetzt erhält er Lobeserhebungen und Beyfall. Sonst schien er, wie er das selbst gestand, nur lustig und munter, aber im Herzen hatte er keine wahre Freude; jetzt war alles Leben und Vergnügen an ihm. Sonst war sein Blut so dick, er war beynahe kränklich; jetzt floß sein Blut leicht, und er war immer gesund, wie ein Fischchen im Wasser. —

»Liebes Vetterchen,« sagte der gute Mann an einem schönen Abende, wo Paul sich freuete, daß er so viel in einem Tage gelernt habe,

weil er vorzüglich fleißig gewesen sey, »bedenke, wenn du nun ein ganzes Jahr lang so gewesen wärest, um wie viel vollkommner wärst du da?«

»Ey freylich,« seufzete Paul. »Aber ich will alle Mühe anwenden, das Vergangene wieder einzuholen.«

»Ach Kind, mein gutes Kind! wenn sich das, was vergangen ist, wieder einholen ließe, wie glücklich wären die Menschen! Der Augenblick, der dir ungenutzt entfliehet, ist auf ewig für dich verloren. Zwar kommt ein jeder Tag nach dem Namen des Calenders jährlich wieder; aber der Tag, den du verlebt hast, kehrt nie wieder zurück. Das Gute, das du nun hättest thun können, und nicht gethan hast, ist verloren. Lieber Vetter! traue also ja nicht darauf, und lasse dir keine Stunde muthwillig vorübergehen; bedenke es wohl, wie viel du ihrer schon verloren hast, die dir nun alle fehlen werden. Denn, wie gesagt, wärst du schon ein ganzes Jahr so gewesen, wie jetzt, um wie viel vollkommner wärst du? Die vergangene Zeit

wie-

wieder zurückrufen, hieße, mein liebes Kind! zweymal leben. Da wir aber nur einmal leben können, so können wir auch nur einmal genießen, einmal nur wohl unsre Zeit anwenden.«

Paul sahe das ein, und nun geizte er nach jeder Stunde, und wenn er ja einmal eine verloren gehen lassen mußte, so trauerte sein Herz sehr. Aus dem sonst so faulen Kinde, aus dem sonst so unwissenden Kinde, aus dem Kinde, das sonst seinen Aeltern Thränen und Kummer entlockte, war jetzt ein Kind der Freude, des Fleißes, und ein Kind, das viele Kenntnisse sich sammelte, geworden. Er blieb so als Jüngling, und auch als Mann. Gottes Segen unterstützte alles, was er unternahm, und er war ein Muster rechtschaffner, kenntnißvoller und allgemein beliebter Männer.

5.
Die älterliche Liebe.

Nicht vor gar langer Zeit erst hatte eine sehr schöne Stadt in Italien, Meßina, so hieß sie, das Unglück, durch ein Erdbeben unterzugehen. Ein Erdbeben ist was äußerst Schreckliches. Da tobt es in dem Innern der Erde, und was auf dieser stehet, sinkt zusammen, und stürzt ein. Das größte steinerne Gebäude fällt wie ein Kartenhaus zusammen, und ist in wenigen Minuten ein Steinhaufen. Wie es über uns bey einem Gewitter tobt, und so fürchterlich in der Luft rauscht und knallt, so geht es da unter der Erde. Ehe man sichs versieht, liegt man unter einem Schutthaufen vergraben, und muß sein Leben auf das Elendeste einbüßen. — Man versucht es, sich zu retten, und in dem nämlichen Augenblick ist man verloren; man eilt, dem Unglück zu entgehen, aber der Einsturz von ganzen Straßen verhindert es, und man ist in der größten

Gefahr, lebendig begraben zu werden. Ach Gott! da mag es alsdann ein Gewinsel geben, wenn hier bis an die Arme einer unter einem Schutthaufen, gleichsam wie eingemauert steckt, seine Arme nach Hülfe sich ausbreiten, sein Mund vor Verzweiflung brüllt; wenn dort eins wieder mit zerschmetterten Gliedmaßen liegt, und nicht ersterben kann. Und wenn ja Einer den Andern erretten wollte, so ist er selbst in der größten Gefahr. Da läuft alles unter einander, jedes denkt nur zuerst an sich selbst und die Seinigen. So war es gerade auch in Messina. Vornehm und gering, reich und arm, alle waren einerley Gefahr ausgesetzt. Da war unter andern auch ein Graf, der hatte einen schönen, einen außerordentlich schönen Palast. Aber so wie es weit und breit um ihn her unter ihm wütete und tobte, so fing es auch nun in der Nähe an. Der Grund seines Palastes bebete, es rollte und tosete so laut, daß er nun einsah, daß es hohe Zeit sey, wenn man sich retten wolle. Seine liebe Gattin war vor Furcht und Schrecken in eine Ohnmacht gefallen. Die Gefahr war

äußerst dringend; er nahm das gute Weib auf seine Arme, und eilte mit ihr, sich zu retten. Er brachte sie auch glücklich an ein kleines Schiff, und hoffte, auf dem Wasser nun dasmal vor Lebensgefahr sicher zu seyn. Die Angst, die Erde würde einstürzen, worüber er mit seiner Gattin so schnell hineilte, und werde ihn verschlingen, das Zusammensammeln all seiner Kräfte, alles das hatte ihn so geschwächt, daß er, wie er seiner geliebten Last sich entlediget hatte, wie leblos da lag. Seine Gattin war indessen wieder zu sich gekommen. Wie sie ihre Augen aufschlug, so vermißte sie zu allererst ihren kleinen Sohn.

»Um Gottes willen, lieber Mann!« rief sie, »wo ist mein Kind?«

Und dem Vater quoll eine Thräne aus den Augen. »Weiß es Gott, was aus ihm geworden ist,« seufzete er. »Mir war es nicht möglich, euch beide retten zu können; hätte ich es gewagt, ich hätte euch beide verloren.«

»Ach Gott, mein Kind! mein armes Kind!« jammerte die Mutter. »Ich muß

hin, es koste, was es wolle; und koste es selbst mein Leben, ich muß es retten.«

Und da half kein Zureden, daß sie dableiben solle, weil ihr Haus gewiß nun eingestürzt sey. Sie eilte, und fand glücklich ihr Haus noch stehen. Um und neben demselben war alles Schutthaufen geworden. Zwar fängt die Erde an, unter ihr zu wanken, aber sie verdoppelt ihre Eilfertigkeit. Sie trifft ihr liebes Söhnchen schlafend in der Wiege, nimmt es hastig aus derselben heraus; klammert es an ihre Brust, und eilt mit ihm die Treppe wieder herab. Schon wankt die Treppe; sie fliegt gleichsam, ihrem Unglück zu enteilen. Vergebens. Wie sie zu der Thüre heraus will, stürzt über ihr das ganze Vorderhaus zusammen. Niemand kann sie retten. Sie war unter einem Steinhaufen verschüttet. »Ach mein Sohn! mein gutes, mein armes Kind!« hörte man sie in der Ferne winseln.

Wie die Gefahr vorüber war, fand man sie unter dem Schutt, zwar zerschmettert, aber in ihren Armen hielt sie das kleine Kind

fest an ihre Brust geschlossen; ihr Mund war an des Kindes Mund gedrückt, und der schmälige Tod, den sie aus Mutterliebe starb, hatte keinen von den liebenswürdigen Zügen in ihrem Gesichte, welche die Sorgfalt um die Rettung ihres Sohnes ausdrückten, vertilgen können.

„Sehet, Kinder! so weit gieng die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde;“ — so fuhr ein Vater fort, mit seinen kleinen Lieblingen sich zu unterhalten, die recht sehr über diese traurige Geschichte betrübt waren. „Viele Kinder wissen gar nicht, was sie ihren Aeltern für Dank und Gegenliebe schuldig sind. Andreas folgt seiner Mutter weniger, wie mir, und sie hat doch so viel an ihm gethan. Bedenke es nur, mein lieber Sohn, wie sauer du ihr geworden bist. Hülflos und elend kamst du auf die Welt. Was die Erde erzeugte, taugte noch nicht zu deiner Nahrung. Du hättest verhungern und verdursten müssen, hätte sie sich nicht deiner angenommen. Mit welchen Schmerzen brachte sie es dahin, daß sie dir deine Nahrung aus ih-

rer Brust reichen konnte. Wie besorgt war sie, wenn du weintest! wie forschte sie, deine Klagen, die du nur durch Winseln und Thränen ausdrücken konntest, zu verstehen, um deiner Noth ein Ende zu machen! Ein ganzes Jahr hat sie nicht eine einzige Nacht ununterbrochen schlafen können; du hast sie in wenig Stunden sehr oft zu mehreren malen aufgeweckt, und sie ließ dich nie schmachten; mit Freuden that sie alles, was zu deinem Wohlbefinden beytragen konnte. Und du bist schon so verdrüßlich, wenn du nur eine Nacht nicht ruhig und gut geschlafen hast. Du konntest von keinem Ort zum andern kommen, du mußtest denn getragen werden. Sie hat mit unbeschreiblicher Mühe dich das Laufen gelehrt, du hast weit weniger Gefahr dabey gehabt, wie viele andere Kinder; denn ihre Aufsicht wich nie von dir, und sie suchte alle kleine Vortheile unermüdet hervor, um dir es zu erleichtern. Was machtest du ihr für Unruhe, für Sorge, ehe du deine Zähne bekamst! Wie war sie da so geschäftig, deinen Körper gesund zu erhalten, und deine Schmerzen zu mildern! Du be-

kamst die Blattern. Krank, recht sehr krank warst du. Ach, da kam sie nicht von deinem Bettchen hinweg, wachte ganze Nächte hindurch, und der Arzt hat es mehrere Male versichert, daß nächst Gottes Hülfe nur allein ihre mütterliche Sorgfalt dein Leben erhalten hätte. Wie viel Geduld gehörte dazu, ehe du sprechen konntest, dich zu verstehen! Wenn du einen deiner Gespielen zweymal fragen sollst, um ihn zu verstehen, so wirst du unwillig, oft sehr unwillig, und frage dich einmal, wie viel hunderttausendmal sie das an dir hat thun müssen? Wie schwer wird es vielen Kindern gemacht, ehe sie nur etwas deutlich sprechen lernen, und wie leicht wurde es dir! Welche unendliche Geduld gehörte dazu, ehe sie dich zur Reinlichkeit gewöhnte; wie viel höchst unangenehme Auftritte ertrug sie nicht mit der größten Gelassenheit!«

Andreas gieng in sich, und sein Inneres beantwortete alle diese Fragen gewissenhaft. Die übrigen Geschwister, die um den Vater her saßen, seufzeten: »Ey ja wohl ist es unendlich, was die Mutter an uns gethan hat.«

Andreas küßte des Vaters Hand, und der Vater merkte, daß er sein Herz gerührt, und ihn nun überzeugt hatte. Die übrigen Geschwister nahmen ihn in ihre Mitte; und so giengen sie zu ihrer Mutter, und sagten es ihr, wie sie sie künftig so recht zärtlich lieben, und gar nichts wieder thun wollten, was ihr nur im mindesten verdrüßlich seyn könnte. Die Mutter drückte ihre Kinder unter Freudenthränen an ihr Herz, segnete sie, und wünschte, daß sie immer so gut seyn möchten, wie sie diesen Tag gewesen waren.

6.

Eile mit Weile.

Ferdinand und August waren Geschwister. Ferdinand war ein Jahr älter, August ein Jahr jünger. Wer älter ist, sollte auch klüger, besser, gesitteter seyn; aber hier war es gerade umgekehrt. Ferdinand hatte besonders den großen Fehler an sich,

daß er alles, was er that, nicht mit gehöriger Besonnenheit verrichtete; August hingegen überlegte alles erst wohl, und dann handelte er. Ferdinand glaubte, wenn eine That, eine Arbeit nur recht rasch gemacht würde, dann wäre sie schon gut; August nahm sich Zeit, und wenn er dann das zeigte, was er hatte machen sollen, oder wenn er über sonst etwas Rechenschaft ablegen sollte, so war man mit ihm zufrieden.

Herr Neidamm wollte mit seinen Kindern auf seinem kleinen Landgütchen, das nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lag, einen vergnügten Tag zubringen. Einige Freunde waren dazu geladen. Herr Neidamm war kein Liebhaber vom Fahren und Reiten, ausgenommen, wenn er eine weite Reise vor sich hatte, oder wenn der Weg sehr schlecht und recht übles Wetter war. Bey heiterem Himmel machte man den kleinen Weg zu Fuß. Und das war ihnen allemal lieber, als wenn sie nur in den Wagen eingepreßt waren, wo sie auf einer Stelle sitzen bleiben mußten. Sien-

gen sie aber, so wurde bald der, bald jener Abweg gemacht, so wurde bald das, bald jenes Blümchen zergliedert, bald jener, bald dieser Zweig beobachtet, man freuete sich der Vögelchen, die auf den Bäumen hüpften, kurz, alle Augenblicke hatte man eine Abwechslung. Da die Kinder mit ihren Aeltern diesen Weg wohl hundertmal gewandert waren, so fragte sie der Vater: ob sie sich es wohl getraueten, Lindenfeld, so hieß das Dorf, worin sein Landgütchen lag, allein zu finden, ohne daß sie jemand begleitete?

»Ey, warum das nicht!« sagte Ferdinand sogleich; »es wäre eine wahre Schande, ich werde ja bald acht Jahr alt.«

August hingegen meynte, daß er es sich wohl zutraue, nur verspreche er es nicht so zuversichtlich, wie sein Bruder. Er werde sich Zeit dazu nehmen, manchmal stillestehen, sich die Gegend besehen, und wenn er sich dann nicht verirrt habe, weiter gehen.

»Possen! mein liebes Brüderchen,« rief Ferdinand; »diesen Weg laufe ich blindlings.«

»Gut,« sagte der Vater, »ihr sollt gehen. Ich hoffe, daß ihr euch in Acht nehmen werdet, damit ichs nicht bedauern darf, euch und mir diese Freude gemacht zu haben.«

Beide versprachen das dem Vater. Ferdinand mit leichten flüchtigen Worten, und ehe man sichs versah, hatte er schon seinen Hut in der Hand, und stand auf dem Sprunge.

August war gesetzter, und fragte den Vater: ob er etwas zu bestellen habe? »Ja, mein Sohn,« antwortete der Vater, »darum schicke ich euch zuvor hinaus. Sage der Pächterin, daß sie für acht Personen eine gute frische Milch zubereiten soll.«

Beide nahmen nun Abschied, und nun gieng die Reise fort.

August hielt Wort. Er schlich zwar nicht, wie die Schnecke, aber er flog auch nicht, wie der Vogel in der Luft. Es war etwas sehr warm. Darum setzte er sich nicht durch übereilte Schritte und zu starkes Angreifen in unnöthigen Schweiß.

Ferdinand hingegen rennte, als wenn ihm der Kopf brennte, und sah weder vor- noch rückwärts. »Eile mit Weile, Brüderchen,« rief ihm August zu. Aber nun lief er erst um desto geschwinder. Mit einemmal war er seinem Bruder August aus den Augen, und dieser dachte: Laufe nur zu, du wirst wohl dadurch so müde werden, daß ich dich mit meinen langsameren Schritten überholen möchte. August gieng fort, er hoffte, den flüchtigen Ferdinand bald an der, bald auf jener Stelle zu treffen, aber er fand ihn nicht. Das ist doch sehr viel, dachte er bey sich, wenn er in einem Schritte, ohne auszuruhen, und so schnell nach Lindenfeld gelaufen wäre. Wird er sich nicht Schaden gethan haben? —

Und mit diesen Gedanken schlenderte der bedachtsame Knabe seines Weges fort, und ehe er sichs versah, war er auch in Lindenfeld. Er fragte den Pachter: wo sein Bruder sey? Und der antwortete, daß er ihn noch mit keinem Auge gesehn habe. August bestellte zuerst seinen Auftrag an

die Pächterin, dann erzählte er, wie sie von einander abgekommen wären.

»Was gilts,« sagte die Pächterin, »er wird nicht auf die zwey Fußsteige gesehen haben; der eine rechts, den Sie gegangen sind, führt näher, und bringt Sie gleich auf Ihres Vaters Gut; der andere führt an das Ende des Dorfes, und macht einen großen Umweg, denn er bringt einen an die Fuhrstraße. Indessen er kann sich nicht weiter verirren, kann auch weiter zu keinem Schaden kommen, als daß er sich recht müde Beine gelaufen haben wird.«

Es dauerte eine gute halbe Stunde wohl, ehe er ankam. Er war wie aus dem Wasser gezogen, so hatte er sich abgeängstiget. Dieß gab ein erschreckliches Gelächter! — Und Ferdinand schämte sich nicht wenig.

»Wärest du mit mir gegangen,« sagte August, »hättest du dir Zeit genommen, wie ich, so dürftest du weniger schwitzen, wärst nicht so müde — aber da lachte der junge Herr, wie ich ihm zurufte: Brüderchen, eile mit Weile! — Bedenke nun, wenn der

Vater mit seinen lieben Freunden eher als du angekommen wäre, was hätte ich machen, was hätte ich ihm antworten sollen, denn er würde doch fragen, wo du bliebst? Belügen hätte ich ihn nicht können, denn du weißt, daß der Vater uns alles, aber nur keine Lüge vergiebt. Und hätte ich ihm die reine Ursache zur Antwort gegeben, so würde er sich um dich geängstiget haben, und die Freude, die er mit seinen Freunden sich zu einem so schönen Abend eingebildet hatte, die wäre rein aus verdorben gewesen.«

Ferdinand sah alles recht wohl ein, und nie hatte er es so stark gefühlt, wie eine übertriebene und unbedachtsame Eilfertigkeit so beträchtlichen Schaden und Verdruß machen könne. Er gieng in sich, und gelobte sich selbst an, sich zu bessern. Seinem Bruder aber schmeichelte er ganz erstaunend, und gab ihm die süßesten Worte, nicht das mindeste von der ganzen Geschichte laut werden zu lassen. August war froh, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen war, und verschwieg zur Zeit die ganze Geschichte.

Fortsetzung.

Der gute Vater kam nun mit seinen Gästen wohlbehalten an. Alles war zubereitet, wie sie es wünschten. Die beiden Kinder, Ferdinand und August, giengen ihnen entgegen, und ihre Aeltern freuten sich recht innig, daß alles so gut bestellt worden war. Wie der Vater nur einige Worte mit ihnen allein reden konnte, fragte er sie, wie es ihnen gelungen sey, ob sie nach Lindenfeld gekommen wären, ohne daß sie sich verirrt hätten?

Da antwortete August ganz ohne Scheu mit Ja, so wie man überhaupt allemal spricht, wenn man die Wahrheit sprechen kann und keine Winkelzüge macht.

Ferdinand hingegen war weniger vorlaut. Der Vater merkte, daß etwas vorgefallen seyn müsse, aber er wollte es nicht auf der Stelle untersuchen, und wollte es lieber erfahren, wenn sie wieder in der Stadt seyn würden.

Es ward ein gar herrlicher Abend, nicht zu kühl und nicht zu heiß, ob die Mittagsstunden

stunden gleich sehr drückend warm gewesen waren. Die ganze Gesellschaft freuete sich auf die delikate Milch, wozu sie eingeladen waren. Da stand sie denn nach ländlicher Weise in einem schönen irdenen Napf. Der Pächter kam und deckte den Tisch mit einem saubern Tischtuch. Die Pächterin dachte, sie müsse sich doch ein wenig anputzen, wenn sie die Milch auftragen wolle, und gieng in ihre Stube. Ferdinand sah die Milch stehen, freuete sich, und da er von seiner Mutter gehöret hatte, sie wünsche recht sehr, daß sie bald essen könnten, damit sie den schönen Abendsum so besser genießen möchten, und sich, wenn sie nach Hause giengen, nicht übereilen dürften, so dachte er:

»Was zu thun? Die Milch steht da, nimm und trage sie hinein. Der Vater wird eine Freude haben, wenn ich sie bringe, und wird dann weniger böse seyn, wenn es August nicht über das Herz bringen könnte, zu schweigen.« Wie gedacht, so geschehen. Er nahm den Milchnapf in die Hand, und lief, als wenn glühende Kohlen auf dem Fußboden lägen.

Die Pächterin kam aus ihrer Stube wieder, und hatte sich recht reinlich angezogen. »Je du mein Gott!« rief sie dem Knaben zu, der auch hier das Eile mit Weile schon wieder vergessen hatte; »Mosje Ferdinand, Sie werden den Napf aus den Händen schmeißen, wenn Sie nicht sachte gehen. Wer hat Sie denn das geheißen?«

Er aber Troll, Troll, fort, und machte noch schnellere Schritte.

»Mosje Ferdinand! Mosje Ferdinand!« rief sie ihm immer noch zu, »Sie fallen ganz gewiß.« Und kaum hatte sie ausgesprochen, so lag der Milchnapf nebst der Milch auf der Erde. Der schöne Napf, der zierlichste unter allem Geschirr in ihrer Wirthschaft, lag wohl in hundert Scherben auf dem Boden, und die Milch stand vielmehr, als daß sie floß, so gut hatte sie die Pächterin gemacht. — Ferdinand hatte ein schönes, neues, grünzeugnes Sommerkleid an, das war mit einemmal verdorben, denn die Milch lief ihm an Rock, Weste und Beinkleidern herunter.

Da war nun nichts als Herzeleid. Die Mutter Ferdinands hörte was fallen. Da es aber nicht in ihrer eigenen Wirthschaft geschah, so wollte sie nicht gleich herzueilen, um zu fragen; doch kam sie in einem kleinen Weilchen aus der Stube. Und da fand sie denn ihr liebes Söhnchen zu ihrer wahren Aergerniß. Die Pächterin war um ihn beschäftiget, ihn abzuwischen, und jammerte nur über das schöne Kleid. Da sie sich aber von dem Schrecken wieder etwas erholte, so besann sie sich, daß sie nun keine so gute Milch mehr habe, wie vorher, und daß sie nun die schlechtere hergeben müsse. Da gieng dem das Lamentiren wieder von Neuem los. Ferdinands Mutter beruhigte sie darüber. Aber was sollte sie mit ihrem Kinde machen? Den ihm gebührenden Verweis hatte er bereits bekommen, denn die Mutter war äußerst böse. Ihrem Manne wollte sie es nicht gleich sagen, denn sie fand ihn in einem sehr vergnügten Gespräch. »Nein du willst ihn nicht stören, dachte sie, er hat der ruhigen Tage so so wenig.« Sie rufte ihren zweyten Sohn August. Der merkte

gleich, was vorgegangen war. Er bezeigte seinen Unwillen darüber. Sie aber sagte ferner: »Da sie nicht wünsche, daß es der Vater eben jezt erfahren möge, weil er darüber verdrüßlich würde, so möchten sie bald nach der Stadt zurückkehren. Zur Strafe soll Ferdinand keinen Tropfen Milch bekommen; aber für meinen lieben August, meine liebe Pächterin, besorge Sie gleich ein Näpfchen. Wir wollen noch warten.«

»Gut, gut, liebe Madam!« rief die Pächterin, »es ist nur schade, daß die beste hier auf dem Boden liegt. Wenn Sie nur vorlieb nehmen wollen, mit dem was ich habe, so will ich gerne mich beruhigen. Sie werden das wohl thun, und Ihr lieber Herr; aber die übrigen Herren und Damen – O Sie böser Ferdinand! Sie können machen, daß ich in üble Rede komme; denn auf wen wird man die Schuld schieben, als auf mich, wenn die Milch schlecht ist?« –

Es war eine ganz erbärmliche Gestalt, in der der Knabe erschien, denn sein Gewissen sagte, daß er das und noch weit mehr verdiene.

August wäre noch gern länger in Lindenfeld geblieben, aber das Vergnügen, seiner Mutter Befehl zu gehorsamen, seinem Vater einen Verdruß, und seinem Bruder eine allgemeine Beschämung zu ersparen, gieng ihm über jedes andere Vergnügen.

Wenn Ferdinand in der nehmlichen Lage gewesen wäre, wahrhaftig, der wäre unwillig geworden, und würde seinen Unwillen in harten Worten ausgedrückt haben. Das that aber Bruder August nicht; er sagte ihm ganz sanft die Wahrheit, die dann oft weit mehr schmerzet, als wenn man sie mit Poltern vorträgt.

Man sah es Ferdinanden an, daß es ihn sehr gereue. Allein dieser Knabe gehörte in die Classe solcher unglücklicher Menschen, die sehr schnell mit ihrer Reue sind, wenn sie etwas begangen haben, was sie nicht begehen sollten; die das aber eben so bald, und eben so schnell wieder thun, als sie es vorher bereuet hatten.

Sie giengen beide nach der Stadt. Die Mutter entschuldigte sie, d.., sie sich, ohne

Abschied zu nehmen, empfohlen hätten. Ihre Ursachen, die sie angab, befriedigten den Vater. Es ward wieder frische Milch von der Pächterin aufgetragen, die eigentlich nicht so gut war, wie die erste, die aber eben so gut schmeckte, weil die Gäste an und für sich recht sehr vergnügt waren. —

Sie kehrten sehr spät zurück, und Ferdinand und August waren schon zu Bette, wie sie nach Hause kamen. Die Mutter schwieg diesen Abend, den sie, da der ganze Tag so vergnügt gewesen war, auch nun vergnügt beschließen lassen wollte.

Aber am andern Morgen, da erzählte sie alles dem Vater auf das kleinste und pünktlichste. Es that dem Vater unendlich leid, daß sich sein Ferdinand den großen Fehler gar nicht abgewöhnen wolle. Er ließ ihn rufen, und machte die dringendsten Vorstellungen aufs neue an ihn. »Sieh, mein Sohn, das hast du nun davon! Ich würde mich arm kaufen müssen, wenn ich dein voreiliges Wesen mit gleichgültigen Augen betrachten wollte. Zur Erinnerung, weil du

des Vaters Lehren so gar leicht vergißt, und zu deiner Strafe, sollst du den ganzen Sommer diesen verdorbenen Rock tragen. Vielleicht wirst du aufmerksamer, wenn du sehen wirst, wie dich die Leute betrachten, ob sie es gleich nicht laut sagen werden, was sie heimlich von dir denken. Zweytens hast du auch die Pächterin in Schaden gebracht, du hast ihr Geschirr zerbrochen. Diese Leute müssen uns bezahlen, müssen den Pacht zur Stunde bringen, und wir kommen hinaus und ruiniren ihre Sachen. Du mußt ihr das ersetzen.«

Ferdinand war äußerst gerührt. — »Vater! sprach er, den Schaden wollte ich gern ersetzen.«

»Und wovon denn?« wendete der Vater ein.

»Aus meiner Sparbüchse. So sehr ich mich auch über das Capitälchen, ob es gleich nur einige Thaler sind, recht herzlich freuete, und ob ich es gleich für eine mir angenehmere Ausgabe bestimmt hatte, so nehme ich es doch, und wende es dazu an, den Schaden, den ich gestern gemacht habe, zu vergüten.«

»Brav, mein Sohn« rief ihm der Vater zu. »Dein freywilliger Entschluß, das Capitälchen deiner Sparbüchse anzugreifen, das du immer sehr geschont hast, versöhnt mich einigermaßen mit dir. O möchtest du doch recht bald an dich denken lernen! möchtest du doch nie wieder in diesen Fehler fallen, der dir schon so vielen Verdruß gemacht hat, und der, wenn du dir ihn nicht abgewöhnen wirst, dich in das größeste Verderben stürzen wird und muß. Mit unsern Jahren wachsen auch unsere Fehler an Stärke und Gewalt, wenn wir sie in der Jugend nicht fliehen lernen. Und dann ist auch das Unglück und die Gefahr größer, worein sie uns zu bringen pflegen.«

7.

Der kleine Näscher.

Frau Robert besuchte ihren kleinen Pathen sehr oft, und weil sie ihn recht herzlich lieb hatte, so brachte sie ihm gewöhnlich etwas mit. Zur Zeit, wo es Obst gab, schenkte sie dem kleinen Gustav die schönsten Aepfel, Birnen, Pflaumen, Weinbeeren. Sie war sehr besorgt, und suchte allemal das reifste Obst aus.

So lange die Aepfel, die Birnen, die Pflaumen, die Weinbeeren, dauerten, so lange befand sich Gustav immer wohl. Sein Gesicht schien die Gesundheit selbst zu seyn, sein ganzer Körper war leicht, seine Seele heiter.

Zur andern Zeit, wo es gar kein Obst gab, wollte die Frau Pathe ihrem kleinen Liebling doch auch eine Freude machen, und da brachte sie ihm allerhand Buttergebacknes, und andere Näschereyen mit. Caffee-

stöllchen, Kuchen, Bisquit, giengen nicht bey ihm aus.

Gustavs Aeltern sahen das nicht gern, aber was wollten sie machen? Frau Robert war beynahe ihre einzige gute Freundin; sie hatten ihr so vieles zu verdanken. Sie schwiegen also, und wollten durch keine Einwendungen sie böse machen; denn so gut ihr Herz war, so empfindlich war es auch. Es vergieng kein Tag, wo Gustav nicht Gebacknes aß; oft steckte es ihm die Frau Robert auch heimlich zu, und da war keine Gnade alsdann, bis der lezte Bissen aufgezehrt war.

Von dieser Zeit an hörte Gustav auf, gesund zu seyn. Sein schönes rothes, gesundes Gesichtchen ward gelblich; um seine feurigen Augen zeigten sich blaue Ränder; statt, daß er sonst so rasch, wie ein kleines Reh hüpfte, schlich er jezt, wie ein Schatten; statt daß er sonst so munter, so heiter, und sein Geist lauter Leben war, war er verdrüßlich, und wußte nicht, wo es ihm fehlte. Sein Magen war so schwer, es ward ihm

so oft bald schwarz, bald gelb vor den Augen; er mußte sich übergeben, und, was sonst seine Lieblingsspeise gewesen war, schmeckte ihm nicht mehr.

Vater und Mutter wehklagten über die Kränklichkeit ihres Kindes, denn es war ihr einziges; und da es mehr schlimmer, als besser wurde, so mußten sie den Doktor endlich um Rath fragen. Da dieser nun erfuhr, was Gustav zeither am meisten genossen hatte, da er von dem Kuchenwerk hörte, und er aus Erfahrung wußte, daß die meisten Kinder, wenn sie dazu Gelegenheit haben, unersättlich darinnen seyn sollen, so war ihm die Krankheit des Kindes kein Räthsel mehr. Er untersuchte das kranke Kind nun genauer, und schüttelte seinen Kopf gewaltig. Das fiel den Aeltern auf.

»Herr Doktor, mein Gustav ist wohl recht sehr krank,« rief die Mutter und weinte bitterlich.

Der Doktor tröstete zwar; aber aus seinen einzelnen Worten war es zu vermuthen, daß es nicht gut mit Gustaven aussehen

mochte. Er ließ aus der Apotheke Arzneyen holen. So viel er Mühe sich gab, der Arzeney einen angenehmen Geschmack beyzubringen, so konnte er es doch nicht ganz erreichen, daß er den Gaumen Gustavs so kizzeln konnte, wie die Delikatessen, wodurch er sich krank gemacht hatte.

Gustav war nun verwöhnt, er wollte schlechterdings nicht einnehmen. Das Weinen, das Bitten seiner Mutter, die sanften Vorstellungen des Vaters, nichts wollte ihn bewegen. Man mußte nun Strenge gebrauchen. Man hielt dem kleinen Widerspänstigen beide Hände, legte ihn auf das Bett, und flößte ihm so die Arzeney ein.

Da sprudelte er gewaltig. Die Hälfte der Arzney gieng verloren. Das schöne, weißübergezogene Bettchen war über und über beschmutzt. Da Gustav die ganze Portion nicht genommen hatte, da die Hälfte davon darneben gelaufen war, so konnte die Arzeney auch nicht die gehörige Wirkung thun; Gustavs Krankheit konnte sich daher auch nicht vermindern.

Die Marter gieng von neuem an. Gustav war eben wieder so unartig, wie vorher. Sonst war er ein so lieber Junge gewesen, hatte auf den kleinsten Wink gehorcht, und jezt war er von allem das Gegentheil. Das hatte der Vater vorher nicht gewußt, daß die Näscherey die Kinder so ganz verkehrt machen und umschaffen könnte. Die Aeltern schwitzten allemal, wenn sie ihrem Kinde die Arzney gaben, denn es war ein wirklicher Plack. Nach einer Woche merkten sie wohl, daß ihres Sohnes Krankheit schwächer zu werden anfange, und Gustav fühlte es selbst, daß er sich wieder besser befinde. Das hätte nun den Kleinen bewegen sollen, gehörig einzunehmen, das hätte in seiner Seele den größesten Dank erzeugen sollen, daß er durch der Aeltern Mühe und durch ihre ununterbrochene Sorgfalt nun die Hoffnung hatte, bald gesund werden zu können; denn, wenn es seiner Widerspänstigkeit nachgegangen wäre, so hätte er ganz gewiß sterben müssen. Kurz, das alles hätte ihn nun anfeuern sollen, dem Willen seiner Aeltern und des Arztes auf das freywilligste zu

folgen; aber nichts desto weniger. Statt daß er nun in zwey Wochen gesünder worden wäre, dauerte es nun acht Wochen.

Und so viele Mühseligkeiten die Aeltern ausgestanden hatten, so viele Freude hatten sie doch, als ihr Gustav wieder gesund war.

»Schlechterdings kein Gebacknes mehr,« verbot der Arzt, »denn dieses allein war an der schlimmen Krankheit des Knaben schuld.«

»Aber wenn er nun gar zu sehr darum bittet?« erwiederte die Mutter; »ein einziges Stückchen kann ihm nichts schaden.« —

Aber der Arzt bestand darauf, daß Gustav auch nicht ein einziges Stückchen bekommen dürfe; denn er wisse es schon, es würde nicht bey dem einzigen Stückchen bleiben, besonders jezt, da er es so lange habe entbehren müssen.

Die Mutter versprach, daß es gewiß nur bey Einem Stückchen bleiben solle; aber der Arzt gab nicht nach, und versicherte, daß auch ein Einziges Stückchen schon so viel Gefahr bringen könnte, daß

es dann gar nicht mehr in seinen Kräften stehen würde, ihn wieder gesund zu machen.

Da die Mutter nun den Ernst des Arztes sah, da ihr Mann recht liebreich ihr zuredete, so beschloß sie, auch nicht im mindesten von dem gegebenen Gesetz abzuweichen, so weh das ihrem mütterlichen Herzen that, denn Gustav war ein eben so schmeichelnder, als zudringlicher Bettler.

Fortsetzung.

Frau Robert war seit acht Wochen verreiset. Sie hörte es, daß ihr Pathchen krank sey, und war recht sehr um ihren lieben Gustav besorgt. Kaum war sie wieder zurück, so war es ihr erster Gang, ihn zu besuchen. Sie freuete sich, ihn wieder gesund zu finden, und bat die Aeltern, ja recht genau auf ihn Acht zu geben, daß die Krankheit nicht etwann zurückkehren möge. Um den kleinen Gustav zur Folgsamkeit zu reizen, hatte sie ihm schon wieder Gebacknes mitgebracht. Vater und Mutter erschracken, da

sie es aus der Tasche herausholte. Der Vater war so froh, daß er seinen Sohn so sehr gewonnen hatte, und daß seine Gedanken nun von dem Gebacknen abgebracht waren, und die Frau Pathe kommt nun, und macht Gustavs ganzen Appetit wieder rege. Er wollte die gute Frau, die es recht herzlich mit ihm meynte, nicht gern beleidigen, aber seinen Gustav wollte er doch auch nicht wieder krank gemacht wissen. Er bat die Frau Robert, ihrem Pathen das so lange aufzubewahren, bis er wieder völlig gesund sey.

Gustav zitterte und bebte am ganzen Leibe, als er das Gebackne sah, und seine Begierde darnach wurde ganz entsetzlich groß. »Vater, Vater!« rief er, »der Herr Doktor hat mir ja gesagt, ich wäre ganz gesund — ich darf ja Fleisch essen.«

»Ja, mein Kind, das ist ein großer Unterschied,« erwiederte der Vater.

»Ach, was ich mitgebracht habe, ist ganz unschädlich,« wendete Frau Robert ein; »ich werde ja wohl auch wissen, was Kindern schädlich oder nützlich ist.«

Sie wurde im Ernst böse, und meynte, daß man den Grillen der Aerzte nicht folgen müsse, und was dergleichen Reden mehr waren, die alle zwar gut gemeynt seyn mochten, aber von sehr wenig Verstande zeugten. Es that dem Vater weh, er mußte nachgeben; doch suchte er von all den Stückchen, die Frau Robert mitgebracht hatte, nur eins aus, das ihm am unschädlichsten vorkam, die übrigen nahm er zu sich, und versprach, solche dem kleinen Gustav nach und nach zu geben. Das beruhigte die gute Frau wieder. Das Pathchen fiel so hastig auf das Gebackne zu, daß es auf einen Bissen verzehrt wurde.

Gustav bat noch um ein Stückchen. Es wurde ihm vom Vater abgeschlagen. Die Frau Pathe mischte sich in Gustavs Bitten, auch ihr wurde es abgeschlagen.

»Sehen Sie, liebe Frau Gevatter,« antwortete er, »wie hastig der Knabe war? Wäre er mäßig gewesen, so würde ich mich vielleicht eher haben bewegen lassen, aber so? — Gewiß, Gustav würde aufs neue krank.«

Durch diese Vorstellungen wurde endlich Frau Robert überführt, und sie selbst suchte den Kleinen zu überreden und ihn durch mancherley Versprechungen von seinen Bitten abzubringen, die er mit einer gewissen Dreustigkeit zu Foderungen machen wollte.

Der Vater hob die übrigen Stückchen auf. Nun war aber der Appetit einmal angebracht. Das sah der Vater. Er fürchtete, sein Sohn möchte die einigen Dreyerchen, die er in seiner Tasche hatte, zu Näschereyen anwenden, und solche sich heimlich kaufen; darum ließ er sich das Geld zur Aufbewahrung geben. Von der einen Seite wäre er nun sicher gewesen, aber von der andern? — Die Frau Pathe lockte den Kleinen zu sich, fütterte ihn mit Näschereyen, und hielt dabey keine Grenzen; denn Gustav konnte so lange und so viel essen, als er wollte. Und der Knabe befand sich bald wieder kränklich. Freylich legte er sich nicht ins Bette; aber er schlich doch wie ein Schatten, und seine Bäckchen, die wieder so hübsch roth geworden waren, wurden wieder blaß und gelb.

Der Vater ahnete es wohl, warum das alles wieder so wurde, und er suchte es so einzurichten, daß nun Gustav weniger Gelegenheit hatte, zur Frau Robert zu gehen. Da wurde der kleine Mensch trotzig und stöckisch.

Der Vater erklärte es ihm, daß es schändlich sey, um seiner Näscherey willen seine Gesundheit einzubüßen.

Der Vater foderte alle seine übrigen Freunde auf, ihm beyzustehen, sein unglückliches Kind von der Näscherey abzubringen. Sie thaten auch alles, aber nichts rührte den Knaben. Sein einziges Verlangen war, seine Frau Pathe besuchen zu dürfen. Der eine von des Vaters Freunden brachte ihm ein schönes Buch, aber das wurde weiter nicht angesehen; ein zweiter brachte ihm schöne Bilder, aber ein flüchtiger Blick, das war es alles, was er ihnen widmete; ein dritter brachte ihm ein paar schöne Vögel mit; aber so wie sie in den Bauer hineingesteckt

waren, sah er sie nicht wieder an, dachte nicht wieder an sie.

Der gute Vater schüttelte seinen Kopf, und konnte oft vor Wehmuth seine Thränen nicht zurückhalten. Und wie tief erniedrigte sich Gustav nun erst! Einige Freunde seines Vaters, die aus fremder Gegend zum Besuch kamen, hielten sich zwey Tage lang auf; diesen schmeichelte Gustav auf das freundlichste, in seinem Leben war er nicht so artig gewesen, als jetzt. Der Vater freuete sich darüber, und sein Herz faßte die gute Hoffnung, daß sich sein Sohn zu seinem Glück besonnen haben müsse. Des Vaters Freunde waren über den lieben Knaben entzückt, und hätten ihm aus lauter Liebe Blut und Leben gegeben. Man gieng spatzieren; der Kleine ward mitgenommen. Gustav war listig genug, von diesen Freunden sich den gutmüthigsten auszuwählen. Dieser gab ihm die Hand, und führte ihn auch. Kein unartiges Wort kam über des Knaben Lippen. Mit vieler List lenkte er das Gespräch auf die Sparbüchse, und der gute Freund machte

sichs zum Vergnügen, das kleine Capitälchen zu vermehren, das sich in Gustavs Sparbüchse befand.

Statt daß andere gutgesinnte Kinder ihre Freude nicht verbergen können, und zu Vater und Mutter eilen, um ihr Vergnügen mit ihnen zu theilen; statt aufrichtig gegen seine Aeltern zu seyn, war Gustav ganz gleichgültig, und verschwieg, was ihm geschenkt worden war. Acht Groschen hatte ihm der Freund gegeben, und davon kriegte die Sparbüchse nicht einen einzigen zu sehen. Heimlich hielt er das Geld in seiner Tasche verborgen, und Tags darauf waren schon zwey davon vernascht. Er schlich mit den Näschereyen in einsame Winkel, wo äußerst selten jemand hinkam, und grub sich wie ein Hamster ein, wenn er seinen Raub verzehrt. Nicht ganz drey Tage lang dauerte die Freude, und das Geldchen war all.

Nun war die Begierde recht lebhaft angebracht, es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, seinen Appetit zu befriedigen — wo aber nun hernehmen?

O Kinder, bedenkt! zu welchen schändlichen Handlungen verführte die unglückliche Näscherey den kleinen Gustav! Er nahm seine schönen Bücher, seine schönen Bilder, und verkaufte sie heimlich, ohne seiner Aeltern Mitwissen, an einen Trödelmann um ein Spottgeld. Und das Geld ward zum Zuckerbäcker getragen. Es mußte im Hause bald offenbar werden, daß dem kleinen Verbrecher die Bücher fehlten. Der Vater fragte ernstlich darnach, Gustav gab vor, sie müßten ihm gestohlen worden seyn, und wurde nicht einmal über seine Lüge roth.

»Aber wer sollte deine Bücher stehlen?« fragte der Vater wieder, und Gustav wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß es der kleine Franz gewesen seyn könne.

Der kleine Franz war der Sohn eines armen Tagelöhners, und hatte wegen seiner schönen natürlichen Anlagen, und wegen seines gesitteten Betragens, den Zugang bey dem Vater des kleinen Gustavs erhalten.

Der Vater wollte nicht rasch handeln, sondern ließ gegen den armen Knaben nur

einige Kälte blicken. Der kleine Franz, obgleich aus niedriger Familie gebohren, hatte doch ein sehr edles Gefühl. Er empfand es, daß man ihn nicht mehr so liebe, als vorher; er untersuchte seine ganze Aufführung, und konnte keine Ursache finden, die dazu hätte Anlaß geben können.

Aber eine böse Handlung verräth sich öfters selbst sehr bald; und so kamen auch Gustavs Bosheiten an den Tag.

Der Vater wurde sehr schnell zu einem Freund gerufen. In der Eile hatte er vergessen, sein Schreibepult zuzuschließen. Gustav war allein in der Stube. Er suchte in dem Pult umher, und siehe da, er findet die Näschereyen, die ihm Frau Robert gegeben, und die sein Vater versteckt hatte.

»Ob es der Vater wohl noch wissen sollte? ob er sich diese Kleinigkeiten wohl gemerkt hätte?« fragte er sich selbst, und seine Naschhaftigkeit gab ihm die Antwort: daß der Vater solche längst vergessen haben müsse. Husch! waren diese Näschereyen aus des Vaters Pult hinweg, und in Gustavs Tasche.

Der Vater glaubte sie recht wohl verwahrt zu haben, weil er es wußte, daß sein Sohn krank davon werden könne, denn sie waren mit verschiedenen Farben angestrichen, die einen heimlichen Gift bey sich führen. Das soll bey den Spielsachen der Kinder sehr oft der Fall seyn, darum mögen sie solche ihre Aeltern erst recht genau untersuchen lassen, ehe sie Gebrauch davon machen wollen.

Der Vater kömmt nach Hause, wird gewahr, daß er das Pult nicht verschlossen habe; er stutzt. Wie er so seine Betrachtungen hat, kömmt die Magd hereingelaufen, und versichert, daß der kleine Gustav es nicht aushalten werde; er ächze, wie ein Sterbender im Holzstalle, und sein Erbrechen wäre fürchterlich anzusehen. Der Vater bebte vor Schreck. Es ahnete ihm, und er seufzte: »Mein Gott, der unglückliche Knabe wird doch nicht etwann in mein Pult gegangen seyn?«

Er sah nach, und fand kein Stückchen mehr. Selbst die kleinen giftigen Plätzchen, die er zur Tödtung der Ratten und Mäuse

aufzusetzen pflegte, waren weg. Er eilte in den Stall, und fand seinen Sohn in den gräßlichsten Verzuckungen. Seine Augen waren schon gebrochen; sein Mund schnappte, seine Hände griffen fest zusammen — kurz der barbarischste Mensch hätte Mitleiden mit ihm haben müssen.

Der Vater untersuchte Gustavs Taschen, da fand er noch die unschuldigsten von den Näschereyen; und von den Plätzchen für die Ratten lag die Hälfte auf der Erde. —

„Ach mein Kind, mein armes unglückliches Kind! Seine schändliche Naschsucht hat ihn endlich doch vergiftet.“

Der Vater schickte zum Arzt, aber Gustavs Körper hatte es nicht aushalten können; er starb, ehe noch der Arzt herbeykommen konnte. Man machte alle Versuche, welche die menschliche Kunst hervorbringen kann; aber alles war, alles blieb vergebens. Gustav konnte nicht wieder ins Leben gebracht werden.

Fortsetzung.

Am dritten Tage wurde Gustav begraben. Die Ursache seines Todes konnte nicht verschwiegen bleiben.

»Das haben wir gedacht, daß es ein solches Ende nehmen werde,« sagten die meisten Leute, und wenige bedauerten ihn. Wie nun bey solchen Gelegenheiten alles an den Tag kömmt, so wurde auch die Geschichte mit dem Büchertrödel ruchbar, und sie kam selbst dem Vater zu Ohren. Er erschrack nicht wenig, daß sein Sohn schon so tief in Bosheit versunken gewesen war, und so sehr ihn auf der einen Seite sein Tod kränkte, so dankte er doch auf der andern Gott, daß er ihn schon in seiner frühesten Jugend von der Welt genommen hatte; denn er fürchtete, es möchte, wenn er älter geworden wäre, ein großer Bösewicht aus ihm geworden seyn.

Welch ein glücklicher Mensch hätte Gustav werden können! Sein Vater war reich, war ein vornehmer Mann, hatte die angesehensten Freunde, alles hätte sich vereiniget,

ihn glücklich zu machen, und er kann nicht einmal seinen Gaumen bändigen, geräth von dem einen Laster, durch die Naschsucht verleitet, in das andere, und muß den elendesten Tod sterben, da er noch lange, lange hätte leben, und vielleicht gar ein Greis werden können.

Der kleine Franz war wirklich bey Gustavs Aeltern in dem Verdacht gewesen, er sey der Dieb, der ihrem Sohne die Bücher entwendet habe. Gustavs Vater faßte daher den Entschluß, ihm das zu vergüten. Er erkundigte sich überall wegen Franzens Aufführung, und hörte von jedermann die besten Lobsprüche. Er hatte keine Kinder mehr; er nahm den kleinen Franz an Kindesstatt an.

Im Anfang, als es ihm Gustavs Vater vorschlug, hatte er eine große Freude — aber wie er sich es überlegte, daß er sich von seinen lieben Aeltern trennen müsse, so wußte er nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er gieng an einsame Oerter und weinte. Diese Thränen sah Franzens Va-

ter. Er fragte nach der Ursache, und Franz gestand sie ihm.

»Es wird uns freylich auch wehe thun,« sagte der gute Mann, »wenn wir dich nicht oft, wie zeither um uns haben sollen; aber ich sehe das als einen Wink von dem lieben Gott an, dich und uns glücklich zu machen. Ich und deine Mutter können sehr alt werden. Wer alt ist, bedarf fremder Hülfe, und wir besonders, da wir so arm sind — Ach, welche schöne Empfindungen werden wir alsdann haben, wenn du uns das Leben leichter und angenehm machen wirst, wenn du es nie zugeben wirst, daß wir unglücklich seyn sollen, oder daß wir unter der Last der Sorgen verschmachten müßten!«

Da schlang sich der kleine Franz um seines Vaters Hals: »Ja ja,« sprach er, »nun will ich euch, meine lieben Aeltern, mit ruhigerem Herzen verlassen, mein Herz wird aber immer bey euch bleiben. Ach, ich weiß es, wie vielen Dank ich euch schuldig bin! Ich will folgen, will alles lernen, was mich mein guter Pflegevater will lehren lassen;

ich will keine Mühe scheuen, und es wird mir nichts zu schwer werden, denn ich werde allemal dabey denken: das macht deine liebe Aeltern einst glücklich.«

Es war rührend, wie der Kleine von dem Hause seiner Aeltern Abschied nahm, aber eben so rührend war es, wie er bey seinem Pflegevater einzog. Gustavs Vater vergaß im Augenblick seinen todten Sohn ganz, und er sah die so schöne Zukunft recht lebhaft schon vor Augen, wo ihm sein Pflegekind die größte Freude machen würde. Was der Kleine seinem Wohlthäter aus den Augen lesen konnte, das that er; was der Vater wünschte, das war von ihm schon vollbracht worden, und der Gedanke kam nie aus des wohlgearteten Kindes Herzen: Vergiß dich nie; denn du bist nur glücklich geworden, um einst deine Aeltern glücklich zu machen!

8.

Der kleine Franz.

Wie sehr sich nun unser Franz alle Mühe gab, seinem Pflegevater alles mögliche Vergnügen zu machen, das kann man sich leicht denken; denn, daß er ein recht gutes Kind war, daran läßt sich gar nicht mehr zweifeln. Er hatte vorher schon, wie ihr, lieben Kinderchen! wißt, in Gustavs Gesellschaft verschiedene Lehrstunden genossen. Jetzt aber erhielt er allen Unterricht, den Gustav genossen hatte. Er sollte nun nicht allein zum braven Manne erzogen werden, man wollte ihm auch, wenn er es benutzen wollte, durch die vorzüglichsten Wissenschaften, wenn er sich übrigens redlich aufführen würde, zu Ansehn und Ehrenstellen einst verhelfen. Vorher wäre er vielleicht nur ein Tagelöhner geworden, was sein Vater war; jetzt konnte er nun ein großer Gelehrter, Kaufmann, oder sonst ein angesehener Mann werden.

Das sah der gute Knabe ein, und benützte jeden Augenblick. Was er lernen

konnte, das lernte er. Und da er einen vorzüglichen Kopf hatte, und sehr fleißig war, so begriff er in einem Monat viel mehr, als Gustav, dem zwar Gott auch recht viel gute Anlagen geschenkt hatte, der sie aber schlimm anwendete.

Ferner dachte auch der kleine Franz: Die Menschen sind sterblich, wie bald könnte dir der Tod deine lieben Pflegeältern von der Seite reißen, darum nütze die Gelegenheit, ihre guten Absichten, die sie gegen dich haben, zu erreichen.

Weil er doch in seinen vorigen niedrigen Stand würde haben zurückkehren müssen, wenn ihn dieß Unglück betroffen hätte, so machte er sichs zur strengen Regel, so einfach zu leben, als es nur in seiner Pflegeältern Hause möglich war. Er hätte Bier und Wein trinken können; aber nein, er trank nur Wasser, wie er vorher getrunken hatte. Er konnte täglich Braten essen, er aber aß ein Stückchen Brod mit Salz eben so gern; er hätte sich die Kleider auskehren und die Schuhe putzen lassen können, denn er sollte wie

der leibliche Sohn vom Hause behandelt werden; aber weit gefehlt, er verrichtete das selbst; er hätte nach seinen Lehrstunden müßig gehen können, aber er war dann eben so emsig, wie vorher, und unternahm verschiedene, öfters saure, mühvolle Handarbeiten, die seinen Körper stärkten, und sein Blut leichter machten.

Gesetzt, der Fall wäre nun eingetreten, daß er in die elende Hütte seines Vaters hätte wieder zurückkehren, daß er das gute Leben würde haben entbehren müssen, das er bis jetzt genoß; so würde er deswegen doch nicht unglücklich gewesen seyn; denn wer arbeiten kann und will, findet immer noch sein Glück in der Welt.

Der gute Pflegevater sah es wohl ein, warum der kluge Knabe das that, warum er so manches entbehrte, und warum er so vorzüglich fleißig war. Er liebte ihn nun noch mehr; aber er sagte kein Wörtchen zu ihm, ließ ihn keine Sylbe merken, was er Gutes mit ihm vorhatte.

Franz

Franz brachte es so weit, daß er in seinem vierzehnten Jahre zu einem Kaufmann in die Lehre gethan werden konnte. Er hatte viel gelernt, und weil er seinen Körper nicht verzärtelt hatte, so war er ziemlich stark geworden. Seine Kräfte waren thätig, sein Blut gesund.

Franz war nun eben so sehr bey seinem Lehrherrn beliebt, als er es bey seinen Pflegältern war. Durch seine Lehrbegierde lernte er in einem Jahr mehr, als Andere in zweyen. Sein Vater wollte ein Jahr von seiner Lehre erkaufen; statt sechs Jahre sollte er nur fünf Jahre lernen. Aber Franz bat recht sehr, dieses Geld seinem armen leiblichen Vater zu schicken, und er wollte lieber seine Zeit aushalten. Von seinem Lehrherrn bekam er so manches Gröschchen, aber das wurde allemal wohlversiegelt, und wenn er ein kleines Sümmchen beysammen hatte, zu seines Vaters Unterstützung abgesendet. Franz war nun Diener geworden. Nun war er im Stande, mit seinen eigenen Händen sein Brod zu verdienen. Gott hatte

ihn so lieb gehabt, daß er seinem Pflegevater bis daher das Leben erhalten hatte. Nun starb er, und zum Kennzeichen, daß er seinen Franz recht innig geliebt hatte, setzte er ihn zum Erben seines sehr großen Vermögens ein, und Franz war nun ein ganz glücklicher Mann, und was noch mehr, er wußte sein Glück auf die würdigste Weise zu gebrauchen. Die ganze Welt gönnte es ihm; alle Menschen liebten ihn.

9.

Bärbchen.

Bärbchen war die Tochter eines armen Schuhmachers. Der gute Mann, ihr Vater, mußte sich es erstaunend sauer werden lassen, daß er sein Kind nothdürftig ernähren konnte. Höchstens bekam sie jährlich ein neues Kleidchen. Und doch war ihr Kleidchen so reinlich, daß sich jedermann freuete, wer sie sah. Wenn sie aß, so nahm sie sich außerordentlich in Acht. Sie hatte keine Serviette vorzubinden, und doch sah man nicht den kleinsten Schmutzfleck. Sie wischte sich ihre schmutzigen Finger nie an den Rock, und wusch sich ihre Hand sogleich, wenn sie nur einigermaßen unreinlich war. Sie hatte kaum das siebente Jahr erreicht, und sobald sich nur ein kleines Loch in ihrem Röckchen, oder an ihren Strümpfchen zeigte, so machte sie es zu; denn sie wußte recht sehr gut, daß, wenn man ein kleines Loch nicht bald wieder zumacht, es gewiß größer wird. Sie wusch sich alle Tage ihr Gesichtchen, ihre

Hände; kämmte sich ihr schönes braunes Haar — kurz, wenn man sie ansah, so war sie reinlich. Man hatte sie im ganzen Städtchen lieb, wer ihr begegnete, war ihr Freund. Sie war eben nicht schön, aber diese ihre gute Ordnung machte es, daß man sie für schön hielt.

In ihrer Nachbarschaft wohnte Herr Wohlgemuth, ein reicher, reicher Mann, der hatte auch ein Töchterchen. Aber diese war ganz das Gegentheil von Bärbchen. Der Vater hätte sich arm kaufen mögen, und doch sah sie immer wie ein kleiner Schmutzbarthel aus. Heute bekam sie ein neues Kleidchen, und über den dritten Tag war es schon so übel zugerichtet, daß, wenn es Bärbchen drey Jahre getragen hätte, es nicht so ausgesehen haben würde. Man sah es ordentlich von Tag zu Tag, was sie gegessen hatte, denn die Schmutzflecken davon lagen auf ihrem Halstuche. Hatte sie sich die Finger beschmutzt, gleich wischte sie solche an das Kleid, und ihre Finger waren immer schmutzig. Ihr Mund hatte immer einen Bart, ihre Nase immer einen Rand. Sie

hatte ein wirklich schönes Gesichtchen; aber niemand betrachtete es, denn der Schmutz, der immer in demselben saß, ekelte jedermann an, und man wendete seine Augen von ihr. Sie wusch sich selbst niemals; und wenn man sie waschen wollte, so weinte sie und sträubte sich. Das viele Weinen machte ihre Augen, die so hell waren, triefischt und ungesund. Wenn sie sich eine Freude machen wollte, so war sie ganz ausgelassen wild, und wenn sie das nicht war, so war sie mürrisch, düster, unzufrieden. Man sagte ihr es oft, daß sie weit heiterer seyn, gesünder und hübscher werden könnte, wenn sie sich reinlicher gewöhnen wollte; aber das war ihr alles einerley. Wenn dein Rock entzwey ist, oder wenn ihn der Koth unscheinbar gemacht hat, so kriegst du doch einen neuen, so dachte sie, und kein Verweis, keine Strafe konnte sie umändern.

Ein Freund des Herrn Wohlgemuth kam zum Besuch. Das schmutzige Mädchen war eben in der Stube. Der Vater schämte sich, als er sie gewahr wurde. Der Fremde ge-

trauete sich nicht zu fragen, ob dieses seine Tochter sey.

Bärbchen, das reinliche, hübsche, artige Schustermädchen, trat in die Stube, und brachte dem Herrn Wohlgemuth ein paar Schuhe von ihrem Vater. Wie angenehm brachte sie den Gruß von ihrem Vater, wie freundlich richtete sie ihren Antrag aus!

Dem Fremden gefiel das liebe Mädchen. Er war vor Verwunderung außer sich, da er hörte, daß sie die Tochter eines sehr armen Schuhmachers sey.

»Dieses Mädchen, eines sehr armen Mannes Tochter, so reinlich, so manierlich, so wohlgezogen — und die Tochter Herrn Wohlgemuths so reich, und doch so unartig, so schmutzig — jenes Mädchen muß man lieben; aber diese? nein, nein! man kann ihr unmöglich gut seyn,« so mußte ganz natürlich der Fremde denken.

Und er konnte es wirklich nicht satt werden, mit ihr zu sprechen. Er holte seine Börse aus der Tasche, und machte ihr

ein ziemlich bedeutendes Geschenk. Und wie reizend sich das Mädchen bedankte! Gewiß wenn sie die ganze Börse hätte haben wollen, er hätte sie ihr gegeben.

Es kam noch ein zweiter Besuch. Da dieser Fremde sah, daß man so wohl mit ihr umgieng, so hielt er Bärbchen für Herrn Wohlgemuths Tochter. Da er fragte, so mußte ihm Herr Wohlgemuth die Wahrheit sagen. Wie sauer kam es ihm an, zu gestehen, daß es seine Tochter nicht sey!

»Also ist es wohl jene?« fragte der Fremde wieder.

Und der arme Vater wurde im ganzen Gesichte roth, daß er es mit Ja beantworten mußte.

Der Fremde konnte es nicht über das Herz bringen, sich mit diesem schmutzigen Mädchen viel abzugeben. Als sie ihm ihre dreckichte Hand reichte, so fuhr es ihm durch alle Glieder, und er konnte seinen Ekel nicht bergen. Er hielt sich die Nase zu, denn ein unreinlicher Mensch breitet einen garstigen Geruch um sich her.

Aber desto mehr, desto freundlicher sprach er mit Bärbchen.

Das ärgerte Wohlgemuths Tochter so sehr, daß sie in sich gieng, und sich schon an diesem Tage änderte. Sie gieng, wusch sich; zog sich reinlich an. Das that sie nun alle Tage, und nun waren ihr alle Leute gut, und sie selbst war heiterer und gesünder, als vorher. Sie sah es nun vollkommen ein, was für eine Zierde des Menschen die Reinlichkeit sey.

Kleinere Geschichten.

1.
Die Kirschen.

Der kleine Adolph aß die Kirschen außerordentlich gern. Er war ein kleiner Näscher; das letzte Dreyerchen mußte fort, um sich Obst zu kaufen. Er wußte nicht, wenn er genug hatte, und überfüllte sich gemeiniglich den Magen. Das meiste Obst ist zwar gesund; aber es muß mit Mäßigkeit genossen werden, sonst schadet es, wie jede andere gute Sache, wenn man ihr zu viel thut.

Da sorgte denn Adolphs Vater, daß er nur sehr wenig Geld haben durfte, damit er nicht mehr Obst kaufen konnte, als ihm nützlich war. —

Nun glaubte sich der gute Mann außer Sorgen, allein er hatte sich betrogen. Sein Sohn konnte zwar nicht mehr so vieles Obst essen, wie ehedem; aber was er jetzt aß, aß er um so gieriger.

Der Vater sah das mit Betrübniß, er rufte ihm zu: sich mehr Zeit zu nehmen, denn er würde sonst ganz gewiß die Kerne mit hinunterschlucken, und das sey eine gefährliche Sache.

Aber der gute Vater mochte reden, was er wollte, Adolph hörte nun nicht mehr darauf, und lieben Kinder, wißt ihr wohl warum?

Ehe sichs Adolph versah, so rutschte ihm wie ein Pfeil so schnell ein Kirschkern die Kehle hinunter. Er merkte, daß er nicht daran erstickt war, und dachte bey sich: Was will denn nun der wunderliche Vater? wird man auch an einem so kleinen Stein ersticken?

Nun gieng es rasch, nun wurde kein Kern mehr ausgespuckt, alle, alle wurden hinuntergeschluckt.

Der Vater war seiner Geschäfte wegen jetzt selten um ihn, und die Mutter hatte wenig darauf Acht.

Nach kurzen drey Wochen klagte Adolph, daß ihn etwas in seinem Leibe drücke, und

er konnte vor Schmerzen weder essen noch schlafen. Er wurde täglich kränker.

Der Arzt wurde gerufen. Adolphs Leiden waren so groß, daß er die Arzney recht gern einnahm. Aber der Schmerz blieb beym Alten, wenn er auch bisweilen auf einige Augenblicke nachzulassen schien. Der Arzt, der alle seine Wissenschaft aufgeboten hatte, schüttelte den Kopf, und wußte sich weder zu rathen noch zu helfen.

Adolph wurde kränker, und — starb.

Der Arzt bat, daß man es ihm erlauben möchte, des Knaben Leib zu öffnen. Er schnitt ihn auf, und siehe da, die verschluckten Kirschkerne hatten sich so zusammengedrängt, daß sie wie ein kleiner Felsen im Leibe lagen. Natürlich waren nun die Gedärme verstopft worden, und dadurch war Adolphs Krankheit einzig und allein entstanden, die ihm den Tod brachte.

Der Arzt wußte es, daß es eine Verstopfung seyn müsse, die dem Knaben so peinliche Schmerzen machte; er richtete auch seine Arzney darauf ein; aber die Kirsch-

kerne waren so hartnäckig, daß keine Arzney etwas ausrichten konnte.

Wie viel von den Kindern mögen an ihrem frühzeitigen Tode schuld seyn! Wenn sie den Lehren und Warnungen ihrer Aeltern und anderer erfahrnen Leute gefolgt hätten, lebten sie gewiß noch, und genössen noch die schöne Welt, die uns so viel Freude giebt.

2.

Das Schaukelpferd.

Rudölphchen war der Liebling seiner Aeltern; was er sich wünschte, das bekam er. Wenn die Mutter auf den Markt gieng, oder schickte; wenn der Vater nach Hause kam, immer bekam Adölphchen etwas zu spielen.

Die guten Aeltern glaubten ihrem Söhnchen Freude zu machen, und sie machten sie ihm auch.

Aber weil er zu viel Spielsachen bekam, so war ihm kein Stückchen davon kaum länger als einen Tag angenehm.

Was er heute als neu und mit Vergnügen in sein Spielkörbchen legte, nahm er morgen schon mit Gleichgültigkeit aus demselben heraus; er achtete nicht mehr sonderlich darauf, wenn er damit spielte, und bald, sehr bald lagen die schönsten Sachen stückweise und zerbrochen auf der Erde.

»Ein Schaukelpferd, Väterchen, o ein Schaukelpferd, das müßte was herrliches für mich seyn; ich bitte dich, Väterchen! kauf mir eins« — so schmeichelte, so bat Adolph so lange, bis der Vater seinen Wunsch erfüllte.

Das Pferd kam an, Adolph stieg darauf, und seine Freude war ausgelassen.

Es mußten auch Sporen geholt werden, und Adolph sah wie ein Reiter aus.

3.
Wie gieng es nun mit dem Schaukelpferd?

Adolphs Vater hatte es nicht recht wohl überlegt, sonst würde er seinem Sohn etwas Nützlicheres und nicht so Gefährliches gekauft haben; denn ein Schaukelpferd hat für Kinder so mancherley Nachtheiliges, wie man hören wird.

Ein Freund besuchte Adolphs Vater. Er sah das Schaukelpferd.

»Ey, ey!« sprach er: »mein lieber Freund, wenn Sie auf Ihren Sohn nicht die strengste Aufsicht haben, so kann er unglücklich seyn; mein eigener Sohn hat sich etwas im Leibe zersprengt, weil er immer zu hastig, zu rasch auf das Pferd stieg, und nicht vorsichtig war. Er ist nun Zeit seiner Tage ein gebrechlicher Mensch —

Da stutzte Adolphs Vater. Er sah die Möglichkeit ein, daß das geschehen könne.

Daher

Daher nahm er sichs vor, daß sein Kind nie anders, als bey seiner Aufsicht, das Schaukelpferd besteigen solle.

Er wollte es ganz und gar wegthun; aber Adolphs Thränen, und sein Versprechen, keinen Mißbrauch davon zu machen, bewegten den Vater, daß er es behalten durfte.

Aber, aber! Adolph war ein Lügner, und hielt sein Wort nicht. Er hatte versprochen, nicht auf das Schaukelpferd zu steigen, wenn der Vater nicht dabey wäre; aber schon am andern Tage, als kaum der Vater den Rücken gewendet hatte, schwang sich der kleine Leichtsinn auf das Pferd.

Er schaukelt; schaukelt immer stärker; das Pferd überschlägt sich; Adolph stürzt schrecklich herab — und liegt mit blutiger Nase auf der Erde.

Er hätte wirklich den Hals brechen können.

Der Vater hörte den starken Fall, eilt nach der Stube, und da findet er seinen Sohn, der vor Schrecken sich noch nicht erholen, noch nicht aufstehen kann.

Da war keine Frage weiter nöthig, wie er zu diesem Unglück gekommen sey? Die ganze Geschichte lag am Tage.

Adolph klagte mit vielen Thränen über den gewaltigen Schmerz, den ihm dieser Fall verursacht hatte; aber der Vater bedauerte ihn nicht; vielmehr entzog er ihm eine Theil seiner übergroßen Liebe, die dem Knaben öfters zu viel Willen gelassen hatte.

Das Schaukelpferd wurde zerhackt, und in den Ofen gesteckt.

Der Vater sah es nun ein, daß ein solcher Zeitvertreib gar zu sehr das Unglück der Kinder werden könne; daß es besser sey, ihn ganz aus dem Wege zu räumen, als sich auf das Versprechen der Kinder zu verlassen, die oft sehr erfinderisch sind, einen Mißbrauch daraus zu machen.

Adolph fand nun das alte Sprichwort aus eigner Erfahrung richtig: Wer nicht hört, muß fühlen!

4.
Das verschwiegene Lottchen.

Es war der Mutter Geburtstag. Der Vater wollte ihr eine kleine Freude machen. Lottchen war sein Geheimderath. Die wußte um Alles; die gieng nach Allem; die trug Alles herbey.

Das Gesinde war neugierig, was da vorgehen müsse, und sie fragten sie die Kreuz und die Quere aus, aber sie erfuhren nichts.

Die Mutter selbst versuchte es, ihr Töchterchen auszulocken. Da aber Lottchen immer stumm, wie ein Fischchen blieb, so meynte die Mutter, sie müsse sie nicht sonderlich lieb haben.

Das hätte dem guten Mädchen bald Thränen ausgepreßt. Sie wischte sich schon die Augen; sie schluchzte, aber doch blieb sie verschwiegen, weil der Vater es ihr verboten hatte, auch nicht das kleinste Wörtchen laufen zu lassen.

Nun war es Abend. Da stand ein schöner Kuchen mit so viel Lichtern, als die Mutter Jahre alt war. Auf dem Tische lagen noch mancherley Geschenke.

Lottchen und ihr Vater kamen, und holten die Mutter ab.

Da die Thüre aufgieng, da erstaunte die Mutter, und weinte vor Freuden.

Sie dankte, und küßte ihren Mann.

»Und darum wußte wohl auch mein Lottchen!« sagte sie zu ihrer Tochter, »und du sagtest mir nichts? — Deine Verschwiegenheit macht mir viel Freude. Es ist so angenehm, überrascht zu werden, und hättest du mir nur das mindeste gesagt, ich hätte mich jetzt nicht halb so viel gefreuet.«

Sie küßte das liebe verschwiegene Mädchen, und den ganzen Tag herrschte ein allgemeines Vergnügen.

5.

Der Plauderhafte.

Fortsetzung der vorhergehenden Geschichte.

Nach einigen Wochen fiel des Vaters Geburtstag ein. Die Mutter wollte ihrem lieben Manne auch eine Freude machen. Sie trieb das eben so geheim, wie es der Vater gemacht hatte. Charlottchens Stelle nahm aber Franz ein. Sie hatten nur zwey Kinder.

Franz war von Natur sehr plauderhaft. Die Mutter stellte es ihm vor, daß er ihr viel Verdruß machen würde, wenn er jetzt von seinem Fehler nicht abließ. Und Franz versprach es ihr.

Mit aller möglichen Emsigkeit richtete er seine Aufträge aus, das war nicht zu läugnen; aber alle Augenblicke saß auch sein Geheimniß auf der Zunge, und wenn er merkte, daß es heraus wollte, so schlug er sich auf den Mund. Schwer wurde es ihm

zu schweigen, denn er hätte es lieber der ganzen Welt ausposaunt, was er wußte.

Mit dem festen Vorsatz kein Wörtchen zu sagen, sondern nur die Neugierde seiner Schwester zu reizen, neckte er Charlottchen den Tag vor des Vaters Geburtsfest. Aber der einfältige Knabe legte sich selbst damit eine Schlinge. Seine Schwester war witziger, als er.

»Ja, ja, mein liebes Schwesterchen,« sagte er, »du darfst dir nicht etwa einbilden, daß nicht auch andere Leute der Aeltern, besonders der Mutter, Vertrauen besäßen.«

»Ey das weiß ich gar wohl,« erwiederte Charlottchen. »Madam Gleitsberg ist besonders der Mutter beste Freundin« —

»Das kann wohl seyn, aber die weiß nichts. Dazu gehören ganz andere Leute, denen die gute Mutter ihre Geheimnisse anvertraut.«

»Nun, die andern Leute möchte ich doch wissen. Sollte ich sie etwann gar nicht kennen?«

»Kennen? Nicht kennen? O ja, recht sehr gut, sie sind dir näher, als du glaubst.«

»Du wirsts doch nicht etwa seyn?«

»Getroffen!« antwortete Franz mit einer wichtigen Miene.

Nun lachte Charlottchen erst recht laut. »Ey, wird dich die Mutter zu ihrem Vertrauten machen! Nein, mein Brüderchen, das machst du mir nicht weiß. Du denkst mich so leichtgläubig, aber du irrst dich.«

»Das ist doch wahrhaft ärgerlich,« fuhr Franz fort, »wenn mir meine leibliche Schwester so wenig zutraut.«

»Wenn ich dir auch alles, alles zutraute, so kann doch das nicht seyn. Kurz, Brüderchen, du weißt nichts.«

»Denke was du willst,« antwortete Franz etwas ärgerlich, und wollte gehen.

Charlottchen zischte ihn mit den Fingern aus, und schlug mit lautem Gelächter in die Hände. »Nun da haben wirs doch! Nun gehet er, und schämt sich. Ja, ja, Brüderchen, es ist ein schlimmes Ding, wenn

man großthun will, und die Leute wollen einem nicht glauben.«

Franz kehrte zurück. »Höre,« sprach er, »du bist ein boshaftes Mädchen. Ich will dich aber beschämen. Weiß ich nun noch nichts, wenn ich dir sage: morgen ist des Vaters Geburtstag?«

»Das ist also dein großes Geheimniß?« fragte sie in ziemlich höhnischem Tone. Das habe ich vor dem Jahre schon gewußt. Denn siehe, alle Jahre giebts einen Tag, der der 20. November heißt, und an diesem Tage ist allemal des Vaters Geburtstag. Gehe heim, mit deinen Geheimnissen. Ich ärgere mich, daß ich die Zeit mit dir verplaudert habe. — Du bist ein dummer Junge, der ausgelacht werden muß, wenn er nicht mehr weiß, als das.

»Was? ich sollte nicht noch mehr wissen? Weißt du denn etwas? Weißt du denn, daß der gute Vater von der Mutter einen prächtigen Schlafrock zum Geschenke kriegt? Ich bin mehr als zehnmal beym Schneider gewesen. Und siehst du wohl, daß ich nun

bey dem Zuckerbäcker die Torten bestellt habe; Torten, so schön, so groß, als du sie in deinem Leben noch nicht gesehen hast. Das war doch ein süßes Botenlohn!« rief er aus, und holte aus seiner Tasche ein ziemlich großes Stück Brodtorte. »Nun sage noch einmal, daß ich nichts wisse.«

»Aber nun weiß ich es ja auch,« erwiederte Charlotte.

Da wurde der arme Schelm im ganzen Gesichte roth, und erschrack, daß er auch diesesmal geplaudert habe, so sehr er der Mutter die heiligste Verschwiegenheit versprochen hatte.

6.

Was hatte diese Plauderey für Folgen?

Franz wollte sich nicht zufrieden geben, weinte sogar, und schimpfte auf seine Schwe-

ster, daß sie ihn hintergangen, und ihm so listiger Weise das Geheimniß abgelockt habe.

»Närrchen, was kann ich denn dafür?« erwiederte Charlottchen. »Du bist einzig und allein schuld. Wenn ich sehe, daß mich die Leute so durch mancherley unvermuthete Fragen oder Einwendungen auslocken wollen, da weich' ich aus; und trillen sie mich noch mehr, so gehe ich meiner Wege. Wer wirklich verschwiegen seyn will, der muß fest und hart, wie ein Fels seyn; den muß kein Bitten erweichen, und keine List treuherzig machen. Du darfst nichts sagen, und sagst auch nichts — und dabey muß es bleiben.«

So sehr sich Charlottchen rechtfertigte, so Recht sie auch hatte, so hörte Franz doch nicht darauf. Er machte einen so großen Spektakel, daß der Vater, der in der Nebenstube saß, aufmerksam wurde, und ihnen zuhörte. Es war ihm unangenehm, denn nun konnte seine Freude nicht so groß seyn, als sie gewesen wäre, wenn er nichts davon gewußt hätte.

Er störte seine Kinder nur durch ein leises Klopfen, und sie unterbrachen den Zwist.

Der Abend des andern Tages erschien. Die Mutter glaubte, ihr lieber Mann könne nicht ein einziges Wörtchen von ihren Geschenken wissen, sie fragte beynahe stündlich ihren Sohn: er habe doch nicht etwann nach seiner gewöhnlichen Weise geplaudert? Aber Franz antwortete: kein Mäuschen wisse etwas davon.

Der Vater wurde in die Stube geführt. Die Mutter hatte Alles aufgeboten, ihn recht unerwartet zu überraschen. Der Vater freuete sich auch, aber das gute Weib entdeckte etwas in seinem Gesichte, woraus sie schloß, seine Freude müsse durch etwas getrübt werden.

Sie fragte ihn. Und der brave Mann gestand ihr die Ursache, denn es war ihm unmöglich, seiner Gattin eine Unwahrheit zu sagen.

»Dein Geschenk macht mir überaus große Freude,« so erklärte er sich, »du hast auch meinen ganzen Geschmack getroffen,

ich würde mir es kaum so gut gewählt haben. Aber die Plauderhaftigkeit unsers Sohnes hat meiner Freude das Unerwartete genommen. Gestern wußte ich schon Alles.«

Der Vater erzählte hierauf, wie er es erfahren hatte.

»O du ungezogenes Kind!« rief die Mutter, »wie heilig versprachst du mir es, zu schweigen. Und nun hast du geplaudert, hast den ganzen schönen Abend verdorben. Statt daß ich mir die Freude machen wollte, deine Besserung dem Vater versichern zu können, muß ich es von ihm erfahren, wie sehr du dich verschlimmert hast.«

Da weinte Franz bitterlich, und fühlte den gerechten Vorwurf ganz.

Er wollte sich entschuldigen, daß er keiner Seele ein Wörtchen gesagt habe, daß es auch Charlotte nicht erfahren hätte, wenn sie nicht so listig gewesen wäre.

»Zu einiger Entschuldigung kann dir das wohl dienen, im Ganzen aber bist und bleibst du doch strafbar. Du hattest dir es vorgesetzt, du hast es sogar heilig versprochen; wer

seinen Vorsatz, wer sein Versprechen nicht mit unerschütterlicher Standhaftigkeit halten kann, thut besser, er verspricht nichts. Fein ist es indessen auch nicht von Lottchen, daß sie dich ausgelockt hat. Ihrem Herzen macht es wenig Ehre, wenn man sich auch über ihre List wundern könnte. Der größte Verstand ist nicht sonderlich viel werth, wenn man kein gutes Herz dabey hat.«

»Vater,« dieses war Franzens Bitte, »machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten; tragen Sie mir recht Vieles auf, was ich heimlich halten soll, nie, nie soll man meine Plauderhaftigkeit wieder erwischen.«

Der Vater versprach es ihm. Er übte ihn auch nicht wenig, und da es nunmehr dem Knaben ein Ernst war, so legte er in noch kürzerer Zeit den Fehler ab, als man geglaubt hatte.

Charlottchen glaubte ein Lob einzuärnten, daß sie ihre Sachen besser gemacht hätte, und verschwiegener gewesen wäre. Aber der Vater war still, erwähnte nichts,

und sie merkte wohl, daß auch der Vater mit ihr unzufrieden war.

So schloß sich denn unter mehreren Warnungen und ernsten Lehren der Abend, der der Freude, und nur ihren angenehmen Gefühlen gewidmet werden sollte.

Das war häßlich von den Kindern, so wie sich denn auch alle Kinder gewiß verächtlich machen müssen, die die Freuden ihrer Aeltern stören, und ihnen keine vergnügte Stunde lassen.

7.
Wenn muß man aufhören, verschwiegen zu seyn?

Dorchens Aeltern waren auf einige Tage weggereiset. Das Gesinde im Hause war nicht von der besten Art. Dorchen war ein verständiges, liebes Mädchen, darum sagten Vater und Mutter zu ihr: »Liebes Kind,

es ist nothwendig, daß du auf Alles recht wohl Acht giebst. Ob wir gleich nur zwey Tage lang vom Hause seyn werden, so ist es immer Zeit genug, daß von den Dienstleuten mancherley Unfug getrieben werden kann. Betrage dich wohl, sey nicht voreilig, und hüte dich besonders vor Scheltworten.«

Dorchen merkte diese Lehren recht wohl, und übte sie auch recht glücklich aus. Sie machte es nicht, wie des Nachbars Fiekchen. Die hatte einen nämlichen Auftrag von ihren Aeltern. Aber die commandirte mit Stolz und Unvernunft; tadelte, was nicht zu tadeln war, war schnippisch und naseweis. Dadurch wurde sie oft lächerlich, und die Dienstleute haßten sie endlich.

Unser bescheidenes Dorchen hingegen, hatte zwar ihre Augen überall, aber ihr Mund sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Knechte und Mägde, und Alles, was in ihrer Aeltern Diensten stand, hatte sie lieb. Man schmeichelte ihr, und war immer freundlich und zutraulich gegen sie.

Eine von den Mägden im Hause, glaubte Dorchens Mutter bevortheilen zu können, und suchte die kleine Aufseherin auf ihre Seite zu bringen.

»Liebes Dorchen,« sagte sie, »wir haben heute vier Kannen Milch mehr, als gewöhnlich, ich dächte, dieses Geld berechneten Sie der Mutter nicht, und wir theilten uns darein. Sie können mirs glauben, von seinem Lohn kann man gewiß nichts entübrigen, und ich brauche doch so nöthig ein Band um meine Haube.«

»Ey ey,« sagte Dorchen, »wie kannst du mir das zumuthen? wir bestöhlen ja meine Mutter. Ich mag nichts haben, was ich nicht ehrlich besitzen kann. Du mußt der Mutter alles berechnen.«

Die Magd sagte nichts, und legte treue Rechenschaft ab. So ehrlich sie auch schien, so trauete ihr Dorchen doch nicht. Sie gab nun mit verdoppelter Aufmerksamkeit Acht, ließ sich aber nicht das mindeste davon abmerken. Sie machte den richtigen Schluß: Da diese Magd wohl einsah, daß ich nie in

ihren

ihren Willen einstimmen würde, so wird sie ihre Absichten um so heimlicher auszuführen suchen.

Dorchen hatte sich nicht betrogen. Sie gieng überall in der Wirthschaft umher. Sie zählte alles Vieh genau, was in den Ställen und auf dem Hofe war, und siehe da! es fehlte eine Henne.

Sie fragte die Magd, und die behauptete, das Mard müsse sie geholt haben.

»Wohl könnte das möglich seyn,« dachte Dorchen, »denn vor dem Jahre büßten wir beynahe alle Hühner ein. Aber wer kann das wissen, ob die Magd die Henne nicht selbst veruntreuet hat? Hatte sie es mit der Milch schon im Sinne, so wirds hier nicht besser seyn.«

Wie sie in diesen Gedanken war, so schlich die Magd auf den Zehen durch das Zimmer. Dorchen gab Acht. »Die Magd hat gewiß kein gutes Gewissen,« dachte sie, sie sah ihr nach, und entdeckte, daß sie etwas unter der Schürze heimlich forttrug.

Schnell eilte ihr Dorchen nach, doch so, daß sie von der Magd nicht bemerkt werden konnte. — Die Reise gieng durch den Garten. Wie ein Pfeil war die Magd zur Gartenthüre hinaus.

»Bst! Bst!« rufte sie einem alten vorübergehenden Hühnermanne zu. Der kam. Sie verkaufte ihm die gestohlene Henne für fünf Groschen.

Nun war Dorchen ihrer Sache gewiß.

Die Magd stellte sich, als wenn sie das reinste Gewissen von der Welt hätte, war so freundlich, so willig, um die kleine Aufseherin recht sicher zu machen.

Die Aeltern kamen zurück. Dorchen mußte Rechenschaft ablegen; die Aeltern waren über ihr gutes Betragen vergnügt. Sie erzählte den ganzen Vorgang mit der Magd, und die Mutter war noch mehr mit ihrer Tochter zufrieden. Die Magd kam aus dem Dienst. Das konnte nicht anders seyn, denn wer wird gern Diebe in seinem Hause haben?

Die Magd war darüber betrübt; denn nicht alle Herrschaften sind so gut, wie Dorchens Aeltern waren.

Verdient Dorchen hier Beyfall, daß sie nicht verschwiegen war?

8.
Junker Anton.

Herr von Rahm hatte ein schönes Rittergut. Viel Bauern waren seine Unterthanen, und er liebte sie, wie seine besten Freunde.

Wenn recht schönes Wetter war, gieng er mit seinem Sohne spatzieren. Dieser, ein Knabe von sechs Jahren, artete nicht nach seinem Vater. Daran war eine alte Tante schuld. Sie setzte dem Kinde die Grille in den Kopf, daß ein Junker ein ganz anderer Mensch sey, wie ein Bauerknabe.

Das merkte der Vater, und arbeitete, so viel er konnte, dagegen.

Aber der Knabe war stolz, und blieb stolz.

Es war eben ein recht sehr heißer Sommertag, man konnte vor Hitze kaum Athem holen. Da nahm der Vater seinen stolzen Sohn und führte ihn ins freye Feld. Was das Junkerchen schwitzte! das war unbeschreiblich, man hätte ihn ausringen können. Da bat er, da flehte er, der Vater sollte mit ihm einkehren. Aber der Vater that es nicht. Höchstens setzte er sich mit ihm auf einige Minuten unter einen schattichten Baum.

»Aber, gnädiger Papa, wie will ich das aushalten?« wehklagte er.

»Aber, mein Sohn, wie sollen es denn jene aushalten?«

Er zeigte nach einem Kornfelde, wo die Schnitter bey ihrer schweren Arbeit so fröhlich waren. Er zeigte zugleich auf ein anderes Feld, da zogen die Bauern hinter ihren Pferden muthig und guter Dinge den

Acker hinauf, und pfiffen sich ein Liedchen dazu. »Und wir gehen nur spatzieren, und du kannst solch ein Wesen machen? Und diese guten Leute, für wen lassen sie sichs denn so sauer werden, als für uns? Und bedenke, mein Sohn, gegen diese unsere Wohlthäter bist du so unerkenntlich, du verachtest sie; solltest du ihnen nicht vielmehr deine ganze Hochachtung, deine ganze Liebe schenken?«

Des Junkers Herz ward wirklich in etwas gerührt, und es hätte von Stein seyn müssen, wenn auf dasselbe des Vaters freundliche Rede nicht hätte Eindruck machen sollen.

So klein der Knabe war, so stolz gieng er immer bey den Landleuten vorbey, und nie grüßte er sie. Jetzt nahm er doch seinen Hut ab, und nickte ihnen freundlich zu.

Sie kamen nach Hause.

»Nun, Anton,« fragte die Tante sogleich, »du bist ja ganz heiß? der Vater hat dich gewiß einmal wieder im Felde herumgetrieben?«

Anton seufzete, und erzählte ihr alles. Auch vergaß er es nicht, ihr zu sagen, daß der Vater es von ihm verlange, artiger gegen gemeine Leute zu seyn, als vorher.

»Das dachte ich wohl,« erwiederte die Tante, »er wird wohl einen rechten Bauerlümmel aus dir machen wollen. Laß dir nicht solches Zeug weißmachen. Du bist von Adel, und es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem Bauer und einem Edelmann. Wie lange wird es dauern, bist du Herr von meinem Dorfe; du weißt, ich habe dich zum Erben eingesetzt. Wer dir nicht folgen will, den läßt du in den Thurm werfen. Daß sichs die Leute sauer werden lassen müssen, das verdient keinen Dank, denn sie sind Bauern und unsere Unterthanen.«

Ach, liebe Kinder! ich mag es euch gar nicht sagen, was für abscheuliches Zeug sie dem kleinen verdorbenen Menschen weißmachte. Und der ließ sich das nicht zweymal sagen, denn der Tante Vorstellungen behagten seinem Herzen besser, als die er von seinem Vater hörete. —

Ihr werdet euch leicht vorstellen können, daß er diese Lehren, besonders wenn der Vater nicht zugegen war, auf das pünktlichste befolgte. Er schimpfte, er schmähete, wenn ihn nur eins im Dorfe etwas anders ansah, als er es haben wollte.

Der Vater hörte sowohl von Andern, wie schlecht Antons Betragen sey, auch war er selbst Zeuge davon. Er wendete alle Mühe an, ihn zu bessern.

Anton hatte wieder ein sehr schlechtes Stückchen gemacht; hatte einen alten armen Landmann seine ganze Verachtung drücken lassen, und das kam dem Vater zu Ohren.

Er rufte seinen Sohn. Vorher hatte er auf alle Tische in seiner Stube vieles Geld hingezählt. Wie Anton kam, und sah das viele Geld, was machte er da für Augen!

»Mein Sohn,« sagte der Vater, »dieses Geld gehört dir alles. Weil du von Adel bist, und einen großen Reichthum zu erwarten hast, so glaubst du, in dem Adel und in dem Gelde bestehe alles, was dem

Menschen Vorzüge geben kann. Du glaubst ferner, daß man diejenigen verachten müsse, die nicht von Adel und keine vornehmen Leute sind. Wenn du dir getrauest, damit auszukommen, ich meines Theils habe nichts dawider. Deinen Adel wird dir niemand nehmen, und nun erkenne an diesem Gelde, das ich dir als dein Eigenthum überlassen will, den großen Werth des Reichthums. Mache von diesem Augenblick an Gebrauch davon, und lebe wohl!

9.

Was wird nun Junker Anton machen?

Wie brüstete sich der Knabe! Auf jedem Tisch in der Stube, auf jedem leeren Plätzchen lag ein Häufchen Geld. Da lag Silber, dort lag Gold. Und wie schmeichelte ihm der süße Gedanke: Das alles ist dein! War sein Stolz, seine Aufgeblasenheit sonst

unausstehlich gewesen, so war sie es jetzt auf, ser aller Maaße.

Die Bedienten, die in der Stube etwas zu suchen hatten (vielleicht waren sie von seinem Vater abgeschickt), wurden weit verächtlicher behandelt von ihm, als ehedem. Einen alten Tagelöhner schrie er hastig an: »Nun sieht Er, Er alter Grobian, daß ich ein reicher, reicher Mensch bin? — Wird Er nun Respekt haben?«

Der alte Paul, so hieß der Tagelöhner, lachte nicht wenig, und gieng wieder seiner Wege.

Da schimpfte der Knabe ihm nach, hieß ihn einmal über das andere einen Dummkopf, und stampfte mit den Füßen.

Da das Paul hörte, kehrte er zurück.

»Ey, ey! Junkerchen, da haben Sie sich schön blamirt. Gott Lob! ich brauche Ihr Geld nicht. Was ich nöthig habe, wird mir durch meiner Hände Arbeit. Wer mit mir wohl umgehet, dem arbeite ich; aber ich arbeite darum nicht jedem, der mich bezahlen kann. Und, junger Mensch, wenn

du bis über die Ohren in Gold und Silber vergraben wärst, dir würde ich nicht einen Finger, geschweige denn meine thätigen Hände geben, für dich würde ich in meinem Leben nicht einen einzigen Schweißtropfen vergießen, da ich mirs doch um deinen Vater habe so erstaunend sauer werden lassen, und auch jetzt noch keine Arbeit, keine Mühe scheue. Aber der ist ein Mensch, ein guter Mensch, der es weiß, daß wir nicht seinetwegen, sondern daß er um unser willen auf der Welt ist. Und, armes Knäblein, sage endlich an, von wem hast du alles das? von wem deine Geburt? von wem dein Vermögen? hast du wohl das mindeste dazu beygetragen? O es gehört eine niedrige Seele dazu, auf etwas stolz seyn, das uns nicht durch unser eigenes Verdienst zu Theil geworden ist, das wir durch Zufall oder irgend andere Gelegenheiten erhalten haben.«

Da knirschte Anton mit den Zähnen; da lief er wie nicht gescheut in der Stube auf und nieder; da schwoll ihm der Kopf, wie einem jungen Truthähnchen.

»Geh, geh,« sagte er zum alten Paul, »du bist ein alter Grobian, und wirst es auch all dein Lebtage bleiben.«

»Ach,« fing der alte Mann an, »meine Predigt ist erst halb; ich will mir aber die andere Hälfte auf ein andermal vorbehalten. Merken Sie sich das, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, so können Sie, wenn Sie es wohl anwenden, in der Welt sich noch manchen frohen Tag machen. Bleiben Sie aber so, nun da werden Sie wohl sehen, was daraus kömmt. An Ihrem braven Vater haben Sie ein Beyspiel, woraus Sie lernen können, wie man sich Liebe erwerben kann, wie man sich die Leute verbindet, daß sie einem den Groschen zum Thaler machen.«

Nun gieng Paul. Wäre es jetzt in des Knaben Gewalt gewesen, er hätte den alten, wahrheitliebenden Mann in den Thurm werfen lassen.

Kaum war er zur Thür hinaus, so kam die alte Catharine.

»Ey du, mein Himmel!« rief sie voller Verwunderung aus, »was das für vieles

Geld ist, und das ist alles Ihre, gnädiges Junkerchen? Nun, wer Sie nicht in Ehren halten will, der muß nicht wissen, was Reichthum in der Welt zu sagen hat.«

Das war nun Balsam auf Antons Wunde, die ihm der alte Paul geschlagen hatte.

»Besieh dir nur alles recht genau,« sagte er, und wies ihr mit großem Selbstbehagen jedes Häufchen besonders.

Da gieng das Verwundern von neuem an! Der junge aufgeblasene Mensch hörte jetzt nicht, sah jetzt nicht mehr, so nahmen ihn des alten verschmitzten Weibes Schmeicheleyen ein. Und sie? Ach, wie geschwind waren ihre Fingerchen nicht, von dem Häufchen, von jenem Häufchen ein paar Stückchen heimlich weg zu praktiziren.

Wie sie zur Thüre hinaus war, lachte sie über die Dummheit des Knaben, der weder gehört noch gesehen hatte. Ist doch nichts alberner, dachte sie, als ein Reicher, der sich gern schmeicheln läßt.

Und sie nahm sich es vor, öfters noch ihn zu hintergehen, wenn er nicht klüger werden würde.

Nun war Anton schon einige Stunden in dem Besitz seiner Herrlichkeiten gewesen. Jetzt, da wohl seit einer Stunde keine lebendige Seele bey ihm gewesen war, jetzt wurde ihm die Zeit lang. Er wollte aus der Stube gehen, aber er trauete nicht, seine Schätze allein zu lassen. Es gieng wieder ein Stündchen hin, und ihn hungerte.

Der Vater kam ins Zimmer.

»Nun, wie gehts?« fragte er seinen Sohn.

»Mich hungert es,« antwortete Anton.

»Warum befriedigest du deinen Hunger nicht? du hast ja Geld,« fragte der Vater weiter.

Anton. Ja, Vater, das Geld kann ich ja nicht essen. Kommen Sie, lassen Sie uns zu Tische gehen.

Vater. Von mir kannst du nichts verlangen, du hast nun alles, was dir gehöret, was dein ist.

Anton. Ich kann mir ja nicht kochen, ich habe ja weder Brod noch Butter, noch Braten. Doch still, ich habe ja Geld. Ich werde mir Bediente halten, eine Köchin!

Vater. Ich bedaure dich, mein Sohn. Schon habe ich mit dem und jenem gesprochen, der dich bedienen sollte. Aber Alle haben mir es abgeschlagen. Sie wendeten ein, daß du ein unartiges Betragen hättest, und daß sie dein Geld im mindesten nicht locke. Mag er sich alles selbst machen, sagten sie. Er wirds wohl einsehen lernen, daß kein Mensch ohne den andern bestehen kann, und daß einer so viel werth ist, als der andere, weil keiner den andern entbehren kann. Was soll ich seine Aecker pflügen, was seine Felder besäen, was seine Wirthschaft um ein solches Spottgeld besorgen, was ihm ärnten? Es giebt Leute, die das einsehen, wie eins das Andere aufhebt, daß sie uns bezahlen, und daß wir für sie arbeiten; sie dünken sich deshalb keinen Finger breit besser, weil sie vornehmer und reicher sind. Solchen Leuten wollen wir gern arbeiten.

»Nun, wenn sie nicht wollen, mögen sie es bleiben lassen!« dachte Anton.

Der Vater nahm ihn an seinen Tisch. Sie aßen.

Nach Tische gieng Anton in das Dorf spatzieren.

Da waren die Bauernkinder unter einander so einig, so vergnügt, und vertrieben sich die Zeit mit allerhand angenehmen Spielen.

»Was giebts denn dort so Lustiges?« dachte er, und gieng nach dem Platze zu.

Sie spielten das Soldatenspiel. Den, welcher den Hauptmann machte, drängte Anton zurück. »Ich will, ich muß euer Hauptmann seyn,« sagte er, und nun commandirte er, und schlug unter die Bauernknaben hinein, daß wohl mancher einen blauen Fleck davon trug.

»Und wir leiden das?« sagte einer von ihnen, »sind so ruhig? Fort mit ihm — Allons!«

Und die Knaben alle machten sich über ihn her, stießen ihn, schlugen ihn, warfen ihn zu Boden — und er bekam alle seine ausgetheilten Schläge mit doppelten Interessen zurück.

Er weinte; gieng nach Hause, und erzählte das gehabte Unglück seinem Vater.

»Ja, mein Sohn, da kann ich dir nun nicht helfen,« sagte der Vater, »du hast dir diese Behandlung selbst zugezogen, und niemand wird dich bedauern. Wärst du artig mit diesen Kindern umgegangen, so wärest du gewiß dem nicht ausgesetzt gewesen; denn Höflichkeit und Artigkeit lassen selten zu, daß einem mit Grobheit begegnet würde.«

»Aber, soll ich denn mit Bauerjungen Complimente machen?«

»Anton! Anton!« rief ihm der Vater warnend zu, »du wirst dich unglücklich machen. Sind sie nicht Menschen, wie wir? Sind wir ihnen nicht Dank schuldig? Können wir sie, oder sie uns entbehren? Sie sind freye Leute, sind keine Sklaven! — Auch vergiß es nicht, daß es mißhandelten

Men-

Menschen leicht einfallen kann, daß zehn, zwanzig, funfzig Menschen mehr sind, wie Einer; daß sie, wenn sie ihre Kräfte aufbieten, nicht schonen, und gewaltsamer Weise angethanes Unrecht auf die schrecklichste Art rächen. Bilde dich in Zeiten, damit dir im Alter nichts Widriges begegne, damit dir es nicht von deinen Unterthanen, wenn du dein eigener Herr seyn wirst, eben so gehe, wie jetzt.«

Es gieng dem kleinen Junker nun ein Licht auf, daß er von der gnädigen Tante sehr irre geführt worden war. Er merkte, daß der bloße Reichthum eine sehr eitle nichtige Sache sey, daß wahre Menschen deswegen einen andern Menschen um nichts höher achten, wenn er Reichthum besitzt, weil sie wohl wissen, daß der wahre Werth des Reichthums in einer guten Anwendung bestehe. Auch die großen Vorzüge der Geburt und des Adels kamen ihm sehr verdächtig vor. Die Grundsätze seines Vaters hatten in sein Herz Eingang gefunden.

Am zweiten Tage darauf fiel es Antons Vater ein, nach Dölte, einem in der Nähe liegenden Edelhofe, zu fahren. Kaum war er angelangt, kaum saß er in der Stube und hatte die erste Tasse Kaffee in der Hand, als er ein lautes Gemurmel und ein starkes Geklirr hörte. Ach, das ganze Dorf war in Aufruhr! Alles schrie, der Edelmann wolle widerrechtlich an ihnen handeln, trotze auf sein Ansehen, und vergäß so ganz, daß er kein Tyrann seyn dürfe, der mit seinen Unterthanen schalten und walten könne, wie es ihm beliebe.

»Was wollen die Kerls?« schrie der Edelmann. »Ist das ihr Gehorsam?«

Und er rufte seinen Verwalter und seine zwey Jäger, und befahl ihnen, daß, wenn sich das Pack nicht sogleich aus dem Hofe wegmachen würde, sie unter sie hineinschießen sollten.

Einer von den Jägern glaubte es gut zu meynen, und ließ sich das verlauten, was der Herr befohlen hätte.

Ach da hätte eins die Wut von den Leuten sehen sollen! Da wurde geschimpft, da

wurde geschmähet! Da lief Einer nach einer Sense, dort Einer nach der Heugabel, Andere kamen mit Aesten und Radehacken.

Die Thür des Edelhofes wurde verschlossen; aber das war diesen Leuten ein Spaß. Auf den dritten Hieb der Aexte, die da waren, flog die Thüre auf; blautz, blautz! giengen die Fenster hinein. Antons Vater faßte Muth, den wütenden Unterthanen seines Nachbars zuzureden; sie hörten ihn auch an; erklärten ihn für einen braven Herrn, der mit den Seinigen wohl umzugehen wisse. Aber von ihrem Edelmanne wollten sie nichts hören; sie wollten ihm nun beweisen, daß er nichts sey, wenn sie nicht wären, und daß er sich gewaltig irre, wenn er sie wie das liebe Vieh ansehen wollte.

Der Edelmann mußte flüchten, denn sein Leben wäre in Gefahr gewesen, hätte er sich wieder blicken lassen.

Antons Vater aber ließ man ruhig zum Dorfe hinaus, und er hatte weder etwas für sich, noch für sein Kind zu besorgen.

Diese Auftritte waren eine große Lehre für unsern Junker; er gieng sehr in sich, und sah ein, daß sein Vater sowohl, als auch der alte Paul vollkommen Recht hatten. Er überzeugte sich auch zugleich vom Gegensatze. Denn sie fuhren noch bey einem andern Edelhofe vorbey. So tumultuarisch es auch zugieng, wo sie jetzt herkamen, so angenehm war es hier.

Das ganze Dorf brachte dem Gutsherrn einen Aerntekranz. Die kleinen Junker und Fräuleins führten den Aufzug an, und waren wie allerliebste Bauermädchen gekleidet. Das war eine Einigkeit unter einander; das war ein Vergnügen! »Es lebe unser Vater! unser Wohlthäter, unser Freund, es lebe unsre gütige Herrschaft!« so tönte es überall. Und daß das aus eigenem freyen Herzen kam, das sah man in ihren Gesichtern. Leib und Leben ließen sie für ihren Gutsherrn; seine Arbeit, die sie ihm zu thun schuldig waren, war immer eher fertig, als ihre eigene. Woher das alles so kam? sah nun auch unser Anton ein, und er bildete sich,

und ließ von seinem Stolz ab, weil er nun das Nichtige davon einsah. Was machte das nun für Liebe! Der stolze, schnippische Anton, der sonst Alles im Dorfe verachtete, war jetzt artig, herablassend, schätzte jedermann. So sehr man ihn ehedem haßte, so sehr liebte man ihn jetzt. Er blieb dabey, befand sich deswegen sehr wohl, und seine Vermögensumstände waren nach seines Vaters Tode, und so lang er das Rittergut als Herr besaß, außerordentlich blühend.

10.

Das veränderliche Mädchen.

„Kauft, kauft! wer kauft Kanarienvögelchen! kauft! kauft!“ So rief ein Mann unter Marianens Fenster. Da hüpfte das Mädchen geschwind ans Fenster, und siehe, da war ein Mann, der trug einen großen Vogelbauer auf dem Rücken. Das wimmelte alles darinnen von schönen Kanarien-

vögelchen. Ich dächte, es wären ihrer wohl funfzig gewesen. Die hüpften, die zwitscherten, die machten, daß Mariandchen das Herz für Freuden klopfte. Kaufleute sehen einem die Kauflustigkeit mit einem einzigen Blick an den Augen ab. Da rufte er: »Mamsellchen, will Sie mir nicht meine Vögelchen abkaufen?«

»Wart Er nur ein bischen, lieber Mann, ich wills meinem Vater sagen. Ich glaube, daß er einige kaufen wird.«

»O, warten will ich recht gern, mache Sie nur nicht zu lange;« rief ihr der Mann wieder zu.

Sie war wie ein Wind in des Vaters Stube.

»Väterchen, Väterchen! es ist unten etwas sehr schönes zu verkaufen.«

»Nu, nu! du hast dich ja ganz außer Odem gelaufen.«

»Geschwind, geschwind, Väterchen,« bat das Töchterchen außerordentlich hastig, »oder der Mann geht fort, und das wäre Schade.«

»Du willst recht geschwind machen, und bist doch so weitläufig. Sage nur erst, was ist denn zu verkaufen?«

»Ach! schöne, sehr schöne Kanarienvögelchen! Sie sollten den großen, großen Bauer sehen! Und die Vögelchen selbst so schön gelb, grau und von so vielen andern schönen Farben; alle andere Kanarienvögel, die ich gesehen habe, sahen nicht so schön aus, wie diese. Väterchen, wenn ich wüßte, daß Sie nicht böse würden, ich wollte mir einen kaufen.«

»Wenn du Geld hast.«

»Geld habe ich wohl; Sie wissen ja, ich habe schönes Geld in meiner Sparbüchse.«

»Wer aber wird den armen Vogel füttern?«

»Wer denn, als ich? um meine Freude an ihm zu haben, darum will ich es gerne haben. Ich liebe die kleinen hübschen Geschöpfe, wie meine schönsten Spielsachen.«

»Ja, ja, das glaube ich dir recht wohl. Aber es wird dem armen Thierchen auch gehen, wie deinen Spielsachen. Wenn sie neu sind, da hängst du mit ganzer Seele

daran. In einigen Wochen wird schon weniger darnach gesehen, und in kurzer Zeit sind sie ganz vergessen. Ich wollte wetten, wenn das Thierchen deiner Sorgfalt allein überlassen bleiben sollte, daß ich es gewiß im Bauer todt finden würde. Das gute Thier müßte vor Hunger sterben.«

»Ach, Vater! das wollte ich Ihnen gewiß versprechen, daß ich es nicht verhungern lassen wollte.«

»Mariane, Mariane! du kennst dich zu wenig. Ich kenne dich besser, du bist ein veränderliches, und darum auch sehr oft ein leichtsinniges Mädchen.«

»Sehen Sie, Vater, ich will hier weiter nichts sagen, aber an diesem Falle will ich es Ihnen beweisen, daß ich mich geändert habe.«

Der Vater konnte die kleine Bettlerin nicht los werden. Er glaubte sie so lange aufzuhalten, daß dem Manne die Geduld, zu warten, vergangen seyn würde. Aber da verdoppelte der Verkäufer noch einmal seine Stimme.

»Ach, Vater! sehen Sie nur, der Mann wird fortwollen.«

»Er wird wohl wieder kommen.»

»Ja; aber wenn die andern Leute die schönsten Vögel werden ausgewählt haben.«

»Nun gut! ich will dir dasmal deinen Willen thun; aber wenn du dann den Vogel verhungern läßt« —

»O, gewiß nicht! gewiß nicht. Kommen Sie aber nur.«

Und der Vater gieng mit ihr hinunter. Glücklicherweise war der Mann noch da. Der Vater suchte unter allen Vögeln den schönsten aus, denn er kannte sie. Was Mariane da für eine Freude hatte! Aber was das auch für ein Vögelchen war, selbst der Vater hatte sein Vergnügen darüber. Am ganzen Leib sah es so schön gelb, wie gemalt; auf dem Kopf hatte es ein kleines grünes Büschchen, und die Aeuglein giengen ihm so hell und heiter im Kopfe herum!

»Vater, soll ich meine Sparbüchse holen?«

»Nein, ich will ihn aus meiner Börse bezahlen; aber sieh, sobald er durch deinen Leichtsinn, durch deine Nachläßigkeit leiden sollte, so nehm' ich mir den Thaler, den er kostet, aus deiner Sparbüchse wieder. Ich werde mich kränken, daß du mir meine Hoffnungen so sehr zu Schanden machtest, und ich werde dir im Leben kein lebendiges Geschöpf wieder anvertrauen.«

Nun giengs mit dem Vögelchen geraden Weges in die Stube hinauf. Der Vater brachte einen Bauer; er brachte zwey Näpfchen, eins für das Futter, das andere zum Trinken. Wie der Vogel im Bauer war, wie man ihn in die Höhe gehangen hatte, und das Thierchen so munter von Stängel zu Stängel hüpfte, mit seinem Schnabel bald wieder die struppicht gewordenen Federn glatt machte, bald auf Marianchen wieder herabsah, und freundlich sie anblickte, da lief sie in dem ganzen Hause herum, Alles mußte das schöne Mätzchen sehen. Die Nachbarn mußten herbey, um das Vögelchen zu bewundern, und mußten ihre Freude, mit

ihr theilen. Wer ihr des Tages von Fremden begegnete, den fragte sie: ob sie auch einen Kanarienvogel hätten? Und hieß es: Ja — so mußte eine Beschreibung geliefert werden, und dann war ihrer hundertmal schöner, war kein Vergleich mit andern.

Die Sorgfalt war außerordentlich, die das Mädchen auf den Vogel wendete. Der Vater fürchtete, daß solche, weil sie allzuheftig war, auch um so schneller sich wieder vermindern würde. Wenn sie aufgestanden war, so giengs zu allererst zu dem Bauer, um zu sehen, was ihr Mätzchen mache. Wurde sie ihn nicht gleich gewahr, saß er etwann in der Tiefe des Bauers, dann erschrack sie. Auch hätte sie eher keinen Tropfen getrunken, keinen Bissen gegessen, wenn nicht das Mätzchen erst gefüttert worden wäre. Bekam sie von dem Vater ein bißchen Zwieback, so hatte Mätzchen gewiß die Hälfte davon. Bald holte sie ihm Sallat, bald gewisse andere Arten von Blättern, von denen sie hörte, daß sie diese Vögel sehr gerne fressen sollten. Wer das so mit ansah, wie

Mätzchen sich freute, wenn sie in die Stube und nahe hin zum Bauer trat, der mußte es gleich merken, daß zwischen ihnen eine große, große Freundschaft herrschen müsse. Und wie nun Mätzchen seinen neuen Bauer gewohnt war, wie er seine lieben Cameraden vergessen hatte, und nun zu schlagen anfing, da wuchs Mariänchens Vergnügen noch weit mehr. Sie vergaß alles darüber; legte den Strickstrumpf nieder, guckte über das Buch hinweg, worin sie las; dachte an kein Essen, wenn Mätzchen schlug, und seine Sache recht schön machte.

Aber siehe da, was der Vater gefürchtet hatte, traf nun ein. Mariänchen sollte nun in der Nähstunde das Zeichnen lernen. Die Nähterin brachte ein allerliebstes Modeltuch mit. Da gabs Buchstaben und Numern! groß und klein, von den verschiedensten Farben; Vögel und vierfüßige Thiere, mancher Maler malt es nicht besser, wie das genäht war. Schon fingen die gemalten Vögelchen an, ihr lieber und angenehmer zu werden, als das liebe Mätzchen. Das guckte wohl

hundertmal von seinem Stängelchen herunter, ehe sie nur ein einzigesmal hinauf sah. Sie trieb es mit ihrer Nätherey jetzt eben so emsig, als sie es vorher mit dem Vögelchen getrieben hatte. Da er ihr jetzt weniger lieb war, dachte sie auch weniger an ihn. Es wurde oft Abend, ehe das arme Thierchen sein Futter bekam, und vielmal wurde es gar vergessen. — Zwey Tage hinter einander hatte jetzt Mätzchen gar nichts bekommen. Da saß es so traurig in seinem Bauer. Der Hunger mußte ihm wehthun, es mußte ihn kränken, seine liebe Freundin so schnell verloren zu haben. Er pinkte; suchte seine schönsten Stückchen hervor, aber nichts wirkte, Marianchen blieb gleichgültig. Nun grämte er sich, und blieb dem Hungertode nahe.

Sie saßen eben bey Tische, als der Vater nach dem Vogel sah.

»Je, was fehlt denn deinem Mätzchen, Mariane, er ist ja so verdrüßlich?«

»Wer weiß, es ist heut garstiges Wetter,« antwortete Mariane; »er ist schon manchmal wetterwendisch gewesen.«

Der Vater stand vom Tische auf, genauer nachzusehen. »Je, was ist denn das? dein Vögelchen wird sterben,« rief er; »zusehends wird es struppichter, es taumelt ja kraftlos auf dem Boden herum.«

Da erschrack Mariane. Sie holte gleich Futter — »Väterchen, ich vergaß ihn diesen Morgen zu füttern.«

»Ach, von den wenigen Stunden würde er nicht gleich krank geworden seyn.«

Und er nahm den Bauer herunter, und untersuchte es genauer. Da fand sichs denn, daß das arme Thierchen wohl in drey Tagen kein Körnchen bekommen hatte. Was sonst im Bauer verstreut umher liegt, das war rein aufgezehrt, und schon das mußte der strengste Hunger hineingetrieben haben. Der Vater erschrack.

»Armer, armer Vogel, wie unglücklich ist dirs gegangen, du bist in die unbarmherzigsten Hände gefallen! Erst wollte man aus Liebe zu dir halb toll werden, und jetzt läßt man dich fast verhungern. Komm, du

gutes Thierchen, ich will dir zu helfen suchen, wenn anders Hülfe nicht zu spät ist.«

Der Vater gab ihm Futter, gab ihm zu trinken, und Mariannchen gieng still vom Tisch hinweg, schlich sich hinaus und schluchzete. Der Jammer griff ihr ganzes Herz an, und sie fühlte es, wie gerechte Ursache ihr Vater hatte, unwillig über sie zu seyn, da sie doch allein an den Leiden des armen unschuldigen Thieres schuld war. Durch seine Sorgfalt erholte sich Mätzchen wieder, und er fing schon wieder an, einzelne Töne hervor zu bringen, und hüpfte munterer von Stängel zu Stängelchen wieder.

»Nun ist es Zeit, gutes Mätzchen, daß ich dich aus dem Hause bringe, und dir einen bessern Herrn verschaffe. Morgen soll dich unser Nachbar kriegen, denn bey deiner alten Herrschaft möchte es möglich seyn, daß man dich jede Woche ein paarmal der Gefahr aussetzte, verhungern zu müssen.«

Da bat und bettelte Mariane, ihr nur dasmal zu vergeben. »Vater,« sprach sie mit thränenden Augen, »nehmen Sie mir

alles, alles was Sie wollen, nur lassen Sie mir mein Vögelchen. In meinem Leben will ich es nicht wieder vergessen.«

Da nun der Jammer des Mädchens so groß war, da sie mit immer neuen Bitten in den Vater drang, so ließ er sich endlich doch bewegen, den Vogel zu behalten, und übergab ihr ihn zur bessern Aufsicht wie vorher. So viel Thränen des Schmerzes Mariane vergossen hatte, so viel Freudenthänen standen jetzt in ihren Augen. Da hatte sie nun ihr Mätzchen wieder, und Mätzchen hatte es jetzt recht sehr gut bey ihr. Nun schien es, als wenn Mariane ihr Wort so treu und fest wie die Ewigkeit halten würde: aber leider! traf das nur die erste Zeit wieder. Nach einigen Tagen war das eben wieder so, wie es vorher gewesen war. Das arme Mätzchen wurde wieder vergessen, und war seinem Hungertode aufs neue nah. Der Vater gab wenig Acht, weil er sich auf seiner Tochter Versprechungen verließ, und überdem war er des Tages über meist auf Expedition auf dem Lande. Schnell fällt

sein

sein Auge auf den Bauer. »Apropos!« rief er, »was macht dein Mätzchen?«

»O, das ist wohl!« antwortete sie, und lief schnell, nach dem Vogeli zu sehen.

»Aber, ach! da lag das Thierchen auf dem Boden, und war mausetodt. Die Flügelchen hatte es ausgebreitet, sein Schnäbelchen war offen.

Mariane that einen lauten Schrey, rang die Hände, das ganze Haus lief zusammen und sah den Jammer. »Ach, armes, armes Thier,« sagte der Vater, »bist du so übel angekommen! Hätte ich dir doch vor meiner Abreise den Kopf eingedrückt, so wärst du in einem Augenblicke des Lebens und deines Elends los gewesen. So aber hast du einige Tage lang die Qual des Hungers und des Durstes ausstehen müssen. Armes Thierchen, sey froh, daß du aus den grausamen Händen deiner Wärterin befreyet bist. Da hätte Marianchen, von neuem Jammer durchdrungen, in die Erde sinken mögen, sie hätte gern ihr Spielzeug, ihre ganze Sparbüchse, und alles, was sie nur

im Blut und Leben hatte, hingegeben, wenn sie ihr Mätzchen nur wieder lebendig hätte sehen sollen. Der Vater ließ es nun ausstopfen, und in der Stube aufstellen. Das schmerzte Marianen nun erst außerordentlich, sie konnte es nicht sehen, ohne daß sie Thränen vergoß. Sie peinigte den Vater beynahe, das Vögelchen wegzuthun. Er gab ihr endlich nach. Sobald Mariane wieder leichtsinnig war, so wurde das Vögelchen aufgestellt, und Alle, die es sahen, sprachen: »Armes Hänschen, du hast eines schmäligen Todes sterben müssen!« Da gieng das Mädchen in sich, wurde bedachtsamer, und sagte zu allen ihren Gespielinnen: »Ach, hütet euch nur für Veränderlichkeit und Leichtsinn, beide haben mir unendliche Thränen verursacht!«

Mariandchen saß im Zirkel verschiedener Kinder, und erzählte ihnen das Geschichtchen von dem armen Kanarienvogel und dem veränderlichen Mädchen. Der Vater hatte ihr zugehört.

»Meine liebe Mariane,« fragte er sie, »wer hat dir denn das schöne Geschichtchen erzählt?«

»Vater, ich habe es in Herrn Salzmanns Unterhaltungeen für Kinder gelesen. Sie steht im vierten Bändchen.«

Er gieng und holte sie, las sie durch, und freuete sich, daß seine Tochter das Ganze so genau gefaßt hatte, wenn sie auch bey ihrer Erzählung andere Worte gewählt, und sie nach ihrer Art vorgetragen hatte. Es wurde nun seine Lieblingsbeschäftigung, sich von seinem Mariandchen das vorerzählen zu lassen, was sie gelesen hatte. »Und was hast du denn aus diesem Geschichtchen gelernt?« fragte er weiter.

Mariandchen antwortete: »Das habe ich gelernt, daß veränderliche Menschen sehr leichtsinnige Menschen sind. Auf alles wer-

fen sie augenblicklich eine erstaunende Liebe, die dann aber auch eben so leicht vergehet, als sie gekommen war. Da kann man keine vergnügte Stunde in der Welt haben, wenn einem bald das bald jenes gefällt, und man beym letztern das erstere vergißt. Man scheint eigentlich nur ein gutes Herz zu haben, aber wenn man es genau untersucht, so ist es das Gegentheil. Noch weniger ist dieses ein Kennzeichen eines gebildeten Verstandes.

Der Vater war mit der Tochter Antwort zufrieden.

E N D E.

artig

alles

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl, 1757-1815

Kleine Kinderwelt oder neues Lesebuch zur ersten Bildung des gesunden Menschenverstandes für das Alter von fünf bis acht Jahren

Bd.: 1

Leipzig 1796

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.263(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301448-7